

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Blutbuche

Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175



Die Blutbuche

John Sinclair Nr. 753

von Jason Dark

erschienen am 08.12.1992

Titelbild von Kike

Sinclair Crew

Die Blutbuche

»Amos!«

Keine Reaktion.

Betty Carr rief noch einmal den Namen ihres Mannes und erhielt eine Antwort, die sie erschreckte und ihr die Haare zu Berge stehen ließ.

Ein fürchterliches Stöhnen wehte durch den Spalt der offenen Tür. Dieses Geräusch zeigte ihr an, wie schlecht es Amos ging, daß seine Befürchtungen möglicherweise eingetreten waren und sich ihm die andere Welt eröffnet hatte.

Immer hatte er davon gesprochen.

Am Tage, wenn er klare Gedanken fassen konnte. Aber auch in der Nacht, in seinen Träumen, aus denen er oft genug hochgeschreckt war, um aufzustehen und zum Fenster zu rennen, weil er wissen wollte, ob sie dort lauerten.

Betty Carr wußte nicht, was sie tun sollte. Was war in diesem Fall richtig? Sollte sie hineingehen und mit ihrem Mann sprechen, obwohl sie ihm nicht helfen konnte. Sollte sie abwarten, bis er sich wieder gefangen hatte?

Sie zögerte.

Aber sie hörte ihn.

Er stöhnte nicht mehr so schlimm, dafür atmete er heftig und laut. Hin und wieder zerquetschte er auch so etwas wie einen Fluch zwischen den Zähnen, denn er gehörte zu den Menschen, die sich mit ihrem Schicksal nicht abfinden wollten.

Betty trat einen Schritt näher. Sie brachte ihr Gesicht und damit auch ein Auge dicht an den Spalt heran, um wenigstens etwas von Amos erkennen zu können.

Sie sah nichts.

Oder?

Doch, als sie den Kopf etwas drehte, da erkannte sie ihn. Er saß auf dem Sessel dicht beim Fenster und hatte seinen Oberkörper der Scheibe zugedreht, damit er schräg nach draußen in die Dunkelheit schauen konnte. Die linke Hand lag auf der Sessellehne, den rechten Arm hatte er gestreckt und halb erhoben, wobei seine Hand gekrümmt war und eine Klaue gebildet hatte. Er hatte sie der dunklen Fensterscheibe zugedreht, als wollte er jemand grüßen.

Es war kein normaler Gruß. Ein Totengruß!

Starr und furchtbar.

Betty hatte Mühe, sich ruhig zu verhalten. Sie fröstelte, zwinkerte mit den Augen, atmete noch einmal heftig, aber sie traute sich nicht, den Raum zu betreten.

Was tat ihr Mann? Warum hatte er so furchtbar gestöhnt? Wie konnte sie ihm nur helfen?

Amos hatte gemerkt, daß er beobachtet worden war. Er ließ die Hand sinken und bat seine Frau mit rauher Stimme, doch näher zu kommen. »Keine Angst, Betty, noch nicht…«

Er sprach wieder normal und Betty Carr fiel ein Stein vom Herzen. Der große Druck hinter ihren Augen verschwand, sie erweiterte den Türspalt und betrat den Raum so normal wie möglich, denn ihr Mann sollte nicht sehen, wie sehr sie sich fürchtete.

Er saß noch immer im Sessel, schaute sie nicht an, sondern starrte auf seine Handfläche, die er noch kurz zuvor dem Fenster zugedreht hatte. Als er merkte, wie nahe seine Frau an ihn herankam, schloß er die Hand zur Faust und drehte den Kopf nach links.

Es war nicht dunkel draußen, aber der nahe Wald wirkte immer wie eine Schatteninsel. Die Sonne hatte sich zurückgezogen, und durch die Scheibe flutete die Dämmerung in das Zimmer hinein.

Betty legte eine Hand auf Amos' Schulter. »Ich habe dich stöhnen hören«, flüsterte sie.

»Ja, ich weiß.«

»Und? Willst du reden?«

Amos Carr war ein großer Mann mit grauen Haaren und sehr kräftig gebaut. Jetzt aber wirkte er klein, wie geduckt, als hätte er Angst, und er nickte sehr langsam. »Ich werde dich gleich verlassen, Betty«, sagte er.

Sie verfiel nicht in Panik, sie schrie auch nicht. Sie fragte nur: »Warum denn?«

»Heute noch.«

»Du hast es dir gut überlegt, Amos?«

»Ja, das habe ich. Es gibt keinen anderen Weg, Betty. Ich brauche Hilfe, wir brauchen Hilfe, und ich werde versuchen, sie zu holen. Das ist alles, nicht mehr und nicht weniger.«

»Was soll ich tun?«

»Warten.«

»Hier warten?«

»Ja, mein Liebes. Ich hoffe, daß ich morgen wieder zurück bin. Und du solltest keine Frage stellen.«

Bettys Hand lag noch immer auf seiner Schulter, und Amos merkte, wie die Finger anfingen zu zittern. »Aber ich habe so viele Fragen, Amos. Ich bin deine Frau.«

»Das weiß ich.«

»Hängt es mit der anderen Welt zusammen, von der du immer gesprochen hast?«

»Auch. Und mit der Blutbuche.«

»Du hast immer von ihr gesprochen, Amos. Ist es wirklich so schlimm mit ihr?«

Er nickte und erhob sich. Sein Körper wirkte steif. Er senkte seinen Kopf und hauchte Betty einen Kuß auf die feuchte Stirn. »Ich werde jetzt fahren und hoffe, daß er pünktlich ist.«

»Du hast schon mit ihm gesprochen?« flüsterte Betty.

Amos Carr nickte bedächtig. »Das habe ich in der Tat. Er hat auch einem Treffen zugestimmt. Ich will es dort haben, wo etwas los ist, wo man mich nicht beobachten kann. Deshalb fahre ich nach London.«

»Du kennst ihn doch nicht.«

»Ich kenne seinen Namen, das reicht.«

»Sinclair…?«

Amos nickte. »John Sinclair. Einer, der sich auskennt und sich nichts vormachen läßt. Er ist der Mann, auf den wir uns verlassen müssen.

Mein Bekannter hat auf ihn geschworen, als er ihn mir empfahl, und Sinclair scheint ja auch nicht abgeneigt zu sein, mit mir in Verbindung zu treten. Wenn alles gutgeht, werde ich nach Mitternacht wieder bei dir sein.«

»Allein oder mit ihm?«

Er runzelte die Stirn. »Ich kann es dir nicht sagen. Es wäre allerdings besser, wenn du das Gästezimmer richten würdest. Ich kenne ihn nicht und weiß auch nicht, ob er Einwände hat, aber ich würde ihn schon gern mitnehmen.«

Betty war nicht so überzeugt. »Was willst du ihm denn sagen? Wie kannst du ihn überzeugen?«

»Das ist nicht einfach.« Amos drückte die Unterlippe vor und legte die Stirn in Falten. »Wie dem auch sei, es wird schon klappen, Betty, darauf kannst du dich verlassen.«

»Ich weiß nicht, ich weiß nicht.«

Er blieb stehen und schaute sie an. »Ich kann deine Skepsis verstehen, meine Liebe. Aber es bleibt mir nichts anderes übrig. Das mußt du mir glauben. Es gibt keinen anderen Weg. Diese andere Welt, die sich uns hier geöffnet hat, ist verdammt gefährlich. Sie ist nicht nur anders, sondern auch grausam.«

»Du hättest alle in Ruhe lassen sollen, Amos!«

Der Mann runzelte die Stirn. »Ja, das hätte ich tatsächlich können. Im nachhinein ist man natürlich immer schlauer. Wäre ich nicht gewesen, hätte es ein anderer getan. Darüber sollten wir uns im klaren sein. Also habe ich zugeschlagen.«

»Der Baum ist etwas Besonderes.«

»Stimmt, Betty, sogar heilig.«

»Sag das nicht.« Sie trat einen Schritt zurück. »Sag das bitte nicht. Ich will ihn nicht so sehen, ich will nicht wahrhaben, daß er vielleicht leben kann und…«

»Deshalb habe ich auch die Sache in die Hände genommen«, erklärte Amos und hauchte seiner Frau einen Kuß auf die linke Wange. »Wir sehen uns später wieder.«

Betty nickte nur. Ihre Lippen bewegten sich heftig, so daß der Mund immer wieder anders aussah.

Sie hatte Angst, die wie ein dicker Kloß ihren Körper durchwanderte und dabei das Gefühl in ihr hochdrückte, weinen zu müssen.

Die Angst war wie ein Stachel, ein Bohrer, der eine tiefe Wunde gerissen hatte.

Amos ging.

Er nahm noch seine Jacke mit. Als er das Haus verlassen hatte, lief Betty zur Tür und stellte sich in den Eingang. Sie hörte, wie Amos den Motor anließ, dann schnitten zwei helle, lange Bahnen durch die Dämmerung und erwischten das Gebüsch am Waldrand, das durch das

Licht einen gespenstischbleichen Glanz bekam.
Sehr bald sah sie nur mehr die Rückleuchten des Geländewagens, und sie drehte sich wieder um.
Noch ahnte Betty nicht, daß sie ihren Mann nicht mehr wiedersehen würde…

***

Hektik, grelles Licht. Schatten, Stimmen - mal schrill, aber auch normal. Gesichter, in denen sich Erwartung widerspiegelte. In den Augen Hunger nach Leben und Vergnügen, dazu die drückende Schwüle, die alles überlagerte, denn die unmittelbare Nähe des Flusses brachte keine Kühlung. Dafür umwaberten mich andere Gerüche. Parfüme, Deos, Zigarettenrauch, manchmal der Duft von Steaks, die auf einem großen Grill im Freien gebraten wurden, das alles gehörte zu diesem im Sommer »in« gewordenen Lokal an der Themse, das aus zwei Teilen bestand.
Einmal aus dem normalen Bau und zum anderen aus einem großen, kantigen Ponton, der auf dem Wasser schwamm. Allerdings nicht auf dem Fluß selbst, sondern auf einem der Kanäle. Man wollte ja nicht, daß die Gäste seekrank wurden.
Und die kamen in Scharen.
Es war eine Welt für sich inmitten der heil wirkenden Natur. Ich fragte mich schon zum wiederholten Male, wie es der Besitzer geschafft hatte, hier eine Lizenz zu bekommen, um diese River Disco aufzubauen. Über Gästemangel konnte sich der Besitzer nicht beklagen, die Leute kamen in Strömen.
Ich hatte mich unter das Volk gemischt, ohne allerdings von den Gesängen eines Michael Jackson begeistert zu sein. Wenn ich ehrlich war, konnte ich diesem Lokal kaum etwas abgewinnen, es war einfach zu hektisch und für eine Unterhaltung nicht geeignet.
Das sahen die Gäste anders.
Mädchen, junge Männer, flippige Typen, ein Querschnitt durch die gesamte junge Szene. Man gab sich cool oder wild - gestylt oder lässig, wichtig war nur, daß man sich überhaupt gab und daß man seine oft sehr extravagante Kleidung ausführte wie die Mannequins auf einem Laufsteg. Ich hatte schon des öfteren Girls gesehen, die Korsetts aus Leder trugen, auch Strapse in grellen Farben, die ihre langen Beine aussehen ließen, als wären diese beleuchtet. Dazu trugen sie die Haare kurz, so sahen sie manchmal aus wie Gefängniswärterinnen aus dem Knast in einem totalitären Land. Einige der Mädchen hatten sich auch Uniformmützen besorgt und sie schief aufgesetzt. Sie ahmten die kürzlich verstorbene Marlene Dietrich nach, die in ihren Filmen ja oftmals den verruchten Vamp gespielt hatte.
Skins sah ich nicht. Ihre Glatzen wären mir auch aufgefallen. Dafür

marschierten einige Grufties durch die Szenerie, ganz in Schwarz gekleidet und mit Trauerschleiern vor den Gesichtern. Sie machten den Eindruck, als wäre die Welt für sie gestorben, und aus den Lautsprechern ihrer mitgebrachten Radios drang schwermütige Trauermusik.

Also eine bunte Szene, die sich hier versammelt hatte und mir irgendwie gefiel, denn es roch nicht nach Gewalt. Hier amüsierte man sich, hier vertrug man sich, hier war jeder ein Schauspieler und konnte sein normales Leben endlich hinter sich lassen, das sowieso zumeist an Verkaufstheken oder Fließbändern endete.

Hier konnten sie anders sein, mal richtig auf die Pauke hauen, ohne daß es irgendwelche Bestimmungen gab. Hier wurden sie nicht angemotzt, hier kümmerte sich niemand um ihr Aussehen.

Ich saß im Lokal. Auf dem Ponton hatte ich keinen Platz bekommen, doch ich konnte ihn gut sehen, weil ich dicht neben einem der großen Fenster hockte und mich noch immer fragte, was diesen Amos Carr bewogen haben könnte, mich hier zu treffen.

Ich wußte nicht, wie er aussah. Er aber hatte mir gesagt, daß ich ihn schon erkennen würde, demnach mußte er sich von den Besuchern unterscheiden. Wahrscheinlich auch durch seine Kleidung.

Der Ponton war ein schimmerndes Konglomerat aus bunten Lichtern, Stimmen, Musik und dabei zuckenden, tanzenden Körpern, die hier die neuesten Modetänze aufführten oder Neuheiten kreierten, denn bei all diesem Durcheinander konnte ich keine Richtung feststellen. Wahrscheinlich war ich auch nicht Fachmann genug. Jedenfalls kamen mir manche Gäste vor, als wollten sie das Dirty Dancing noch übertreffen und vermischten es dabei mit Figuren aus dem Lambada-Tanz.

Ich war einer der wenigen Gäste, die »normal« aussahen. Man ließ mich in Ruhe, motzte mich nicht an, und als Getränk hatte ich mir eine Flasche Mineralwasser bestellt und irgendein Mixgetränk ohne Alkohol, das mir allerdings zu süß schmeckte.

Etwa zwanzig Minuten hockte ich bereits in dem Trubel. Da ich mit Amos Carr keine genaue Zeit ausgemacht hatte, gab ich ihm noch eine halbe Stunde Zeit.

Ich wußte nicht, was er von mir wollte. Er hatte von einer Gefahr aus einer anderen Welt gesprochen, ohne dabei allerdings ein fremdes Volk von den Sternen zu meinen. Dann hatte er noch einen Baum erwähnt, eine Buche, die eine sehr große Rolle spielen sollte.

Was daran stimmte, wußte ich nicht, würde es aber bald erfahren. Immer wieder streifte mein Blick auch den breiten Eingang. Die Tür bestand aus Glas, war wegen der Wärme geöffnet worden, damit etwas Durchzug herrschte. Der Mai hatte uns Temperaturen gebracht, die einfach schlimm waren.

Hundstage mit einer widerlichen Schwüle, die den Menschen ununterbrochen Schweiß aus den Poren drückte. Auch ich schwitzte. Leider konnte ich mein Jackett nicht ausziehen, dann hätte die Beretta freigelegen.

So wartete ich.

Sah mir die neuen Gäste an und konnte immer nur staunen über die Phantasie, wie sie sich anzogen und sich immer wieder etwas Neues einfallen ließen. Manche sahen aus, als wären sie aus dem Orient gekommen und waren zudem mit außergewöhnlichen Schmuckkreationen behängt.

Dann erschien ein Mann, der nicht hierher paßte. Er war einfach zu normal gekleidet, und ich wußte sofort, daß die hochgewachsene Gestalt mit den grauen Haaren Amos Carr war.

Er hatte mir erzählt, daß er Waldarbeiter war und sich zum Vertreter des Revierförsters hochgearbeitet hatte. So ungefähr sah er auch aus.

Eine dünne, aber wetterfeste Jacke, ein grünes Hemd und ziemlich dicke Hosenbeine, die bis auf die festen Schuhe fielen. Er mußte um die Fünfzig sein, war ein Mann, der es verstand, zuzupacken und der sich so leicht nichts vormachen ließ.

Sein Gesicht war wettergebräunt und schien selbst aus einem Stamm geschnitzt worden zu sein.

Ich winkte.

Er sah mich, dann nickte er und näherte sich mit festen Schritten meinem Platz. Es war mir unter großen Mühen gelungen, einen Platz freizuhalten, und als sich Amos Carr setzte, da sah ich, wie sich sein Gesicht entspannte.

Dieser Mann hatte mir schon beim ersten Anblick Vertrauen eingeflößt. Ich war mir sicher, daß ich mich nicht geirrt hatte, wunderte mich allerdings über seine rechte Hand, die er unter einem dunklen Handschuh versteckt hielt.

»John Sinclair, nicht wahr?«

»Ja.«

Er reichte mir nicht die Hand, sondern nickte nur und zeigte dabei ein zufriedenes Gesicht. Dann stellte er sich vor und schaute für eine Weile aus dem Fenster dorthin, wo die schwimmende Disco lag und so etwas wie eine andere Welt dokumentierte.

Er wollte etwas von mir, deshalb hielt ich mich zurück und wartete, bis er mit der Sprache herausrückte, was auch nicht lange dauerte. »Sie haben sich bestimmt über diesen Treffpunkt gewundert, Mr. Sinclair.«

»In der Tat.«

»Dazu muß ich Ihnen sagen, daß es nicht eben zu meinen Favoriten zählt, finde aber, daß wir hier ungestört sind, weil sich jeder nur mit sich selbst beschäftigt. Hier können wir reden, Mr. Sinclair.«

»Dagegen habe ich nichts.«

»Wunderbar.« Ich bestellte eine Flasche Wasser. Danach bestellte er ebenfalls eine Flasche Wasser und legte seine Rechte so auf den Tisch, daß ich sie unbedingt sehen mußte.

»Ist das der Grund?« fragte ich.

»Ja - unter anderem.« Er trank einen großen Schluck. »Damit hat es gewissermaßen begonnen, das ist zu meinem Schicksal geworden, in das ich förmlich hineingefallen bin, auch durch meine eigene Dummheit, wie ich leider zugeben muß. Sie können es auch Ignoranz nennen. Wie ich schon am Telefon sagte, bin ich Waldarbeiter, manche nennen mich auch Vorarbeiter, und wenn der Förster nicht anwesend ist, vertrete ich ihn. Ich habe von einem Bekannten gehört, der in Irland wohnt, daß Sie gegen eine Riesenspinne gekämpft haben.«

»Ja, das stimmt.«

»Gut, kommen wir zu meinem Problem.«

»Zu Ihrer Hand?«

Er nickte. »Ich habe einen Fehler gemacht. Ich habe etwas berührt, was ich nicht hätte tun sollen. Von meinen Leuten war es keiner, aber ich mußte leider feststellen, daß sie durch eine Säge brutal verletzt worden war.«

»Wie heißt die Person?«

»Mr. Sinclair, es ist keine Person, aber es ist trotzdem ein Lebewesen. Bevor Sie mich jetzt nach einem Tier fragen, muß ich das auch abstreiten. Für mich besteht die ganze Welt aus Lebewesen. Ich zähle vieles dazu, die Pflanzen, die Bäume, die Blumen, die Büsche. Jetzt wissen Sie, wie ich denke.«

»Gut, Mister. Und weiter?«

»Eines dieser Lebewesen ist eben verletzt worden.«

»Kein Tier und kein Mensch«, sagte ich, »da bleibt nur ein…«

»Baum übrig!«

Ich hatte die Antwort bekommen und mußte ehrlich zugeben, daß es mir schwerfiel, sie zu begreifen. Ich schaute mein Gegenüber mit gerunzelter Stirn an, enthielt mich aber eines Kommentars, was Carr sehr gefiel, denn er bedankte sich bei mir, daß ich ihn nicht ausgelacht hatte.

»Dafür besteht kein Grund.«

»Nein, nicht bei Ihnen. Sie wissen eben Bescheid. Ich will auf den Baum zurückkommen. Nicht jeder Baum ist gleich. Es gibt zahlreiche Arten. Die Eichen, die Birken, die Buchen, um mal bei den Laubbäumen zu bleiben, von den Nadelhölzern will ich keine aufzählen, denn ich bleibe bei der Buche. Bei der Blutbuche.«

Ich verengte die Augen. »Blutbuche…?«

»Sie kennen den Baum?«

»Sagen wir so. Ich habe schon von ihm gehört.«

»Gut, Mr. Sinclair. Und diese Blutbuche hat irgendeine Person verletzt. Angesägt!« zischte er über den Tisch hinweg. »Es ist so, als hätten Sie einem Menschen mit dem Messer tief ins Fleisch geschnitten. Das ist kaum zu fassen…«

»Bei einem Baum?«

Amos Carr fiel zurück und drückte sein Kreuz gegen die Lehne. »Ich verstehe Ihre Skepsis. Ich hätte ebenso reagiert, wenn ich es nicht besser wüßte.«

»Was denn?«

»Dieser Baum ist Generationen alt. Er umfaßt die Jahrhunderte. Er ist ein besonderer Baum. Um ihn herum haben sich stets Geschichten und Legenden gerankt. Die Menschen sprachen von einem geheimnisvollen Volk, das unterhalb der Blutbuche leben sollte. Ein kleines Volk. Man kann es als Liliputaner oder Zwerge bezeichnen, aber kein Volk, das angeblich von dieser Welt stammt. Unter der Blutbuche hat es Schutz gefunden. Klingt wie aus einem Kinderbuch oder wie aus Alice im Wunderland, entspricht aber den Tatsachen.«

»Dann haben Sie das Volk gesehen, Mr. Carr, nehme ich an.«

Zu meiner Überraschung schüttelte er den Kopf. »Nicht direkt, ich habe es nur geahnt, ich habe davon geträumt, wenn Sie verstehen.«

»Leider nicht.«

»Es wird kommen.«

Ich räusperte mich. Nicht daß mich das Gespräch langweilte, aber ich war nicht davon überzeugt, daß alles, was mir dieser Mann berichtete, unbedingt den Tatsachen entsprach. Möglicherweise hatte er auch zu viel dazugedichtet oder gab sich irgendwelchen Vermutungen hin, jedenfalls hatte er es nicht geschafft, mich zu überzeugen.

Das merkte er auch. »Sie glauben mir nicht, Mr. Sinclair.«

»Es fällt mir zumindest schwer.«

»Das habe ich mir gedacht.« Er nickte und wiederholte dabei seinen Satz. »Und deshalb habe ich Ihnen auch so etwas wie einen Beweis mitgebracht. Ich sprach ja schon davon, daß jemand den Stamm der Blutbuche eingeschnitten hat. Er hat sie verletzt, schwer verletzt, und aus der Wunde rann ein Saft.« Er hob den linken Zeigefinger. »Sogar ein bestimmter Saft, Mr. Sinclair.«

Ich hatte meine Augenbrauen erhoben und schaute ihn skeptisch an, bevor ich fragte. »Vielleicht Blut?«

Da glänzten Carrs Augen. »Ja, Blut, Mr. Sinclair, und das ist nicht normal. Die Blutbuche heißt nicht so, weil Blut in ihr fließt, es liegt an ihren Blättern, die eine bestimmte Färbung aufweisen. Aber aus der Wunde des Baumes floß Blut. Die Rinde war zu Blut geworden, und ich faßte sie an.«

»Mit der rechten Hand, nehme ich an.«

Er schwieg und gab mir auf eine andere Art und Weise die Antwort. Er zog den Handschuh aus.

Ich ließ ihn nicht aus den Augen und beobachtete ihn, wie er den Handschuh neben sich auf den Tisch legte. Für mich sah seine Hand normal aus, denn er hatte sie mit der Fläche nach unten gelegt, so daß ich auf den Rücken schaute.

Er zeigte eine natürliche Bräune. Es war ihr anzusehen, daß sich Amos Carr oft im Freien aufhielt.

Dann drehte er die Hand um.

Die Fläche war schwarz, fast widerlich schwarz, und sie schimmerte auch ölig.

»Was ist das?« flüsterte ich.

»Blut aus dem Baum, Mr. Sinclair. Der Lebenssaft der Blutbuche, die sich auf meiner Handfläche festgebacken hat. Ich bekomme sie nicht mehr weg, Mr. Sinclair. Es ist mein Kainszeichen…«

***

Ich wollte ihn anschauen, doch mein Blick glitt immer wieder nach unten, der Hand entgegen. Mit dem Rücken lag sie auf der Tischplatte, ich sah die Schwärze auf der Haut, die aus einer dicken Rinde bestand, und ich konnte kaum glauben, daß es sich dabei um Blut handeln sollte. »Tatsächlich Blut?« flüsterte ich.

»Ja, aus dem Baum. Er ist verletzt worden, aber das werden die anderen nicht hinnehmen.«

»Wer verletzte ihn?«

Carr schüttelte den Kopf. »Ich… ich weiß es leider nicht. Nehme an, daß es einer meiner Mitarbeiter war.«

»Hätte er ein Motiv haben können?«

»Keine Ahnung. Vielleicht hat er sich darüber aufgeregt, daß ich sehr darauf bedacht war und immer darauf achtete, daß dem Baum nichts passierte.«

»Sie sind sehr streng.«

»Das muß man sein.«

Ich schob das Thema zurück und betrachtete die Hand. Sie sah wirklich schlimm aus. Wenn es tatsächlich Blut war, dann hatte es sich verändert oder war schon zu Beginn anders gewesen. Denn etwas Dunkles, Rotes sah ich nicht.

Nur eben die Schwärze…

»Es geht nicht weg!« flüsterte Amos Carr. »Ich habe es schon versucht. Ich habe die Hand gewaschen. Ich bin mit der Bürste darüber hinweggegangen, ich habe gewisse Mittel genommen, sogar Scheuersand, es sitzt einfach fest.«

»Schmerzt es?«

»Nein. Zuerst spürte ich einen Juckreiz, das war alles. Jetzt merke ich

nichts mehr, nur eben diesen leichten Druck, der mir immer beweist, daß die Hand noch bedeckt ist.«

Ich runzelte die Stirn. »Mit so etwas kann ich natürlich nicht viel anfangen…«

Er unterbrach mich sofort. »Sagen Sie nur nicht, Sie wollen mich jetzt im Stich lassen, Mr. Sinclair. Das wäre unfair. Das kann ich nicht akzeptieren.«

»Davon habe ich nicht gesprochen.«

Er beugte sich wieder vor. »Sie müssen das geheimnisvolle Volk suchen. Sie sind der einzige, der es schafft, das Rätsel der Blutbuche zu lösen. Darauf können Sie sich verlassen. Sie sind meine letzte Hoffnung. Ich habe mich an Sie gewandt, weil ich Sie für vertrauenswürdig halte. Bitte, bleiben Sie am Ball.«

Amos Carr war kein Spinner, das hatte ich schon längst festgestellt. Ich war zudem bereits auf seine Linie eingeschwenkt und erkundigte mich, wie er sich die Dinge vorgestellt hatte.

»Ganz einfach, Mr. Sinclair. Ich möchte, daß Sie zu mir kommen. Bei mir und meiner Frau wohnen. Wir leben in einem Haus am Wald, und die Blutbuche ist auch in der Nähe. Sie können von dort aus agieren. Ich weiß, daß ein Fehler gemacht wurde. Daß Kräfte, die seit Jahrhunderten verschlossen waren, jetzt wieder ans Tageslicht klettern, und sie gehören nicht eben zu den Freunden der Menschen, was man ihnen auch nicht verübeln kann, denn wer ist von der Menschheit nicht enttäuscht worden?«

»Stimmt.«

»Werden Sie mir helfen?« Er schaute mich dabei so intensiv und bittend an, daß ich lächeln mußte.

»Zumindest werde ich es versuchen.«

Amos Carr atmete auf. »Das ist gut, das ist wundervoll. Ich… ich danke Ihnen.«

»Nur werde ich nicht jetzt zu Ihnen fahren, Mr. Carr. Ich komme morgen im Laufe des Tages.«

Er war enttäuscht. »Warum denn erst morgen?«

»Das geht nicht so Knall auf Fall. Auch ich muß Vorbereitungen treffen, Mr. Carr.«

Er senkte den Kopf. »Ja, ich verstehe.« Es war nur eine Ausrede, denn ich ging davon aus, daß er es nicht verstand. Ich schob dieses Problem auch weit nach hinten und kümmerte mich um andere Dinge, denn noch immer war ich von seiner Hand fasziniert. Sie hatte er mittlerweile zur Faust geballt, denn von den anderen Gästen oder vom Personal sollte sie niemand zu sehen bekommen, der dann möglicherweise noch falsche Schlüsse gezogen hätte.

Neben der Faust tippte ich auf den Tisch. »Darf ich Ihre Hand noch einmal genauer sehen?«

»Bitte.« Er schaute sich um, aber uns beobachtete niemand. Die Gäste hatten nur mit sich selbst und ihrer eigenen Darstellung zu tun. Zumeist kümmerten sie sich um ihr Outfit. Sie zupften und zerrten an ihrer Kleidung herum, strichen durch ihre Haare, wühlten sie auf oder glätteten sie, je nach Schnitt.

Er streckte sie aus.

Wieder sah ich diese ungewöhnliche Rinde. Die Masse erinnerte mich in der Tat an Baumrinde, sie war nicht glatt. Ich sah Erhebungen, Falten und auch Risse. Aber über der Masse lag ein leicht öliger Film, als würde sie von innen her schwitzen.

»Und was wollen Sie jetzt tun?«

»Ich möchte ein Experiment wagen.«

»Wagen hört sich nicht gut an.«

»Ich weiß nicht, Mr. Carr, ob es gefährlich ist. Aber wenn wir weiterkommen wollen, dann müssen Sie mir schon einen Vorschuß an Vertrauen schenken.«

»Den bekommen Sie sogar doppelt.«

»Danke sehr.«

Mein Experiment bestand darin, daß ich diese Masse mit meinem Kreuz testen wollte. Ich hatte bisher nur zugehört und wußte nicht, auf welcher Seite diese ungewöhnliche Rindenflüssigkeit stand. Natürlich durchwanderte bereits ein Verdacht meinen Kopf, aber den behielt ich sicherheitshalber für mich.

Ich holte das Kreuz hervor.

Als Amos Carr es sah, da zuckten seine Augen. Auch die Hand zuckte zurück, er ließ sie aber auf der Tischplatte liegen. Ich schaute ihm lächelnd ins Gesicht. »Haben Sie etwas?«

»Nein, nein, nicht direkt.«

»Verwundert?«

»Über das Kreuz schon.«

»Stößt es Sie ab?« Diese Frage hatte ich nicht ohne Hinterlist gestellt.

Seine Antwort beruhigte mich. »Überhaupt nicht. Ich finde es nur außergewöhnlich.«

»Da stimme ich Ihnen gern zu, Mr. Carr.«

Eigentlich rechnete ich mit vielem, auch damit, daß sich die harte Rinde löste und zu einer sirupartigen Masse wurde, die von der Hand floß. Ich bat Carr darum, die Hand auf dem Tisch nicht zu bewegen.

»Ja, gern.«

Ich brachte das Kreuz an sie heran. Dabei dachte ich automatisch an den Dämon Mandragoro. Möglicherweise hatte er mal wieder die Hände im Spiel, aber festlegen wollte ich mich nicht.

Es kam zum Kontakt.

Der Mann vor mir zuckte. Er riß die Augen weit auf, nicht vor Schmerz, sondern vor Überraschung, die ihn noch stärker getroffen

hatte als mich. Genau dort, wo sich das Kreuz und die Masse berührt hatten, begann es zu flimmern. Plötzlich rannen grünliche, schmale Lichtbahnen über die Masse hinweg, und sie verteilten sich dabei wie ein Spinnennetz, das am Gelenk begann und seinen Weg bis zu den Spitzen der Finger fand, wo es sich auflöste.

Grünes Licht - zuckend und wirbelnd, hauchdünn, nicht zu erklären für Amos Carr.

Allerdings für mich.

Durch den Einsatz des Kreuzes hatte ich es tatsächlich geschafft, den Kontakt zu Aibon herzustellen. Ich wußte jetzt, welche Kräfte in dieser Blutbuche hockten, und wenn ich ehrlich gegen mich selbst sein sollte, dann war ich nicht einmal überrascht.

Bei Amos Carr war der Mund vor Staunen offengeblieben. Mit der freien Hand wischte er über seine Stirn. »Das… das gibt es doch nicht. Das kann nicht wahr sein. Ich habe mich getäuscht.«

»Nein, Mr. Carr. Sie haben das gleiche gesehen wie ich auch. Glauben Sie mir.«

»Das grüne Licht?«

»Ja. Es hat existiert.«

»Und woher kam es? Warum ist es erschienen?« keuchte er. »Das muß doch eine Erklärung geben.«

»Die gibt es, Mr. Carr, doch ich möchte sie vorerst noch für mich behalten, wenn es Ihnen recht ist. Ich kann Ihnen aber versichern, daß mich dieses Experiment von Ihren lauteren Absichten überzeugt hat. Wir werden zusammenarbeiten.«

»Danke, Sir, danke…« Er brachte den Satz stotternd heraus. Wahrscheinlich vor Freude.

Ich kam wieder auf die Masse zu sprechen. Mein Kreuz hatte sie nicht vertreiben können. »Sagen Sie, spüren Sie etwas, Mr. Carr? Ist die Masse weicher geworden?«

»Nicht daß ich wüßte. Sie ist so hart oder so weich und geschmeidig wie immer.«

»Okay, dann lassen wir es.«

Das wollte Amos Carr nicht unterschreiben. »Moment mal, Sir, soll das heißen, daß ich in Zukunft mit einer derartig verunstalteten Hand umherlaufen muß?«

»Zumindest in naher.«

Amos Carr schluckte. »Das ist ein Hammer, das ist ein starkes Stück. Ich kann meine Hand doch nicht vor aller Welt verborgen halten. Meiner Frau ist natürlich auch schon einiges aufgefallen. Noch habe ich sie beruhigen können…«

»Wir biegen das schon wieder hin.«

»Und wann, bitte?«

»Morgen.«

Carr sah enttäuscht aus. »Das heißt, Sie werden jetzt zurück nach London fahren und nicht mit zu mir kommen.«

»So ist es.«

Begeistert war er nicht. »Schade, ich hatte gedacht, Sie überzeugen zu können.«

»Das haben Sie bereits, Mr. Carr.«

»Aber anders.«

»Sehen Sie mal, auch ich muß noch einige Vorbereitungen treffen. Ich werde morgen bei Ihnen eintreffen. Gegen Mittag, nehme ich an. Und ich komme nicht allein. Ich werde noch einen Kollegen zur Unterstützung mitbringen. Sie sehen also, daß Sie sich auf mich verlassen können und ich Ihre Probleme ernst nehme.«

»Das habe ich auch erwartet.«

»Danke.« Ich lachte leise. »Haben Sie eine so gute Meinung von mir, Mr. Carr?«

»Mittlerweile ja. Ich glaube auch, daß Sie mich nicht enttäuschen werden.«

»Das lassen Sie uns mal beide hoffen.« Ich winkte die Bedienung herbei, um zu zahlen.

Noch immer kamen wir uns wie Fremdkörper vor. Der Kellner, er trug ein Flatterhemd und eine enge Hose aus rotem Stoff mit einer Perlenstickerei an den Seiten, war wohl froh, uns endlich loszuwerden. Er kassierte sehr schnell und verabschiedete sich nicht einmal.

Durch die Massen der Gäste drängten wir uns nach draußen, wo Carr stehenblieb und den Kopf schüttelte. »Ich danke Ihnen, Mr. Sinclair. Nie im Leben hätte ich gedacht, daß ich einmal mit derartig unerklärlichen Vorgängen konfrontiert werden würde.«

»Da haben Sie recht. Es klingt zwar banal, Mr. Carr, aber man steckt nie drin.«

»Sicher.«

Wir verabschiedeten uns und gingen in verschiedene Richtungen davon. Daß ich damit einen Fehler begangen hatte, konnte ich zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen…

***

Amos Carr war weg, und seine Frau Betty fühlte sich so wahnsinnig allein.

Nicht daß es ihr neu gewesen wäre, allein zu sein - ihr Mann mußte des öfteren fort -, das hier war einfach etwas anderes. Sie fühlte sich allein gelassen. Es gab keine Hilfe mehr, es gab keinen, an den sie sich wenden konnte. Das Haus, das ihr Mann und sie so liebten, war ihr auf einmal fremd, als hätte es sich in eine gigantische Falle verwandelt, der immer mehr Luft entzogen wurde, denn es fiel ihr

plötzlich schwer, normal zu atmen.
Schweiß brach ihr aus.
Dabei gab es keinen Grund, denn niemand war da, der sie angriff. Und doch klopfte ihr Herz schneller.
Ein harter, schneller Rhythmus, den sie persönlich nicht beeinflussen konnte. Etwas zog sich auch in und um ihrer Brust zusammen und bereitete ihr Beklemmungen.
Etwas ging da vor…
Betty fragte sich nur, was das war. Im Haus konnte sich niemand versteckt halten. Da war es ruhig geblieben, beinahe schon zu still. Sie wünschte sich ein bekanntes Geräusch herbei.
Betty war zwanzig Jahre jünger als ihr Mann, gerade dreißig. Sie hatten sich durch eine Annonce in einem Fachblatt kennengelernt, denn beide liebten die Natur und suchten einen Partner. So waren sie dann zusammengeblieben und hatten auch gemeinsam dieses Haus aufgebaut.
Alles war glattgegangen.
Beinahe alles…
Bis zu dem Zeitpunkt, als ihr Mann sehr verändert von einem Besuch bei seinem Lieblingsbaum, der Blutbuche, zurückgekehrt war. Da hatte er sich verändert gehabt und war den Fragen seiner Frau immer wieder ausgewichen. Er war nachdenklicher und ängstlicher geworden, und es war etwas mit seiner rechten Hand geschehen, über das er nicht reden wollte.
Legenden, alte Märchen, geheimnisvolle Geschichten über andere Welten und rätselhafte Waldvölker. Davon hatte Amos immer wieder gesprochen, sehr glaubhaft sogar, aber ohne dann doch richtig konkret zu werden.
Betty hatte die Tür geschlossen und betrat das kleine Bad. Es war nicht gekachelt, sondern mit Holz ausgekleidet worden und erinnerte an eine Sauna. Sie wusch ihr Gesicht, freute sich über das kalte Wasser und schaute dann in den Spiegel, um festzustellen, daß sie ziemlich alt und übermüdet aussah.
Auch das braune Haar hätte seine Frisur verloren. Es hing um ihren Kopf wie mächtige, dichte Garnknäuel. Ihr schmales Gesicht war als leidlich hübsch anzusehen. Vielleicht an den Wangen zu rund, der Mund hatte auch größer sein können, doch sie war im Prinzip mit sich zufrieden, und Betty gehörte auch zu den Leuten, die keine Schminke benutzten und rein auf die Natur vertrauten.
Sie ging in den Wohnraum. Umgezogen hatte sie sich noch nicht. Noch immer trug sie ihre grüne Bluse, die bis über den Gürtel der Jeans hinwegreichte.
Am Fenster blieb sie stehen.
Es war ein guter Platz, denn von hier aus konnte sie zur Blutbuche

hinschauen, die alle anderen Bäume von der Masse her überragte. Nicht mal von der Höhe, sondern eher vom Umfang, der nicht nur als Stamm gewaltig war, sondern auch als Dach aus Geäst und Blättern bestand. Beides war so schwer, daß ein normales Gleichgewicht nicht gewährleistet werden konnte und sich der Baum mit Seinen langen Zweigen und knorrigen Ästen nach unten gebogen hatte, so daß er letztendlich aussah wie eine riesige Kugel. Einige Blätter waren abgefallen und lagen im Schutz des Baumes. Wer an den Stamm herantreten wollte, der mußte sich tief bücken, denn die Zweige wuchsen weit nach unten, beinahe schon vergleichbar mit denen einer Trauerweide.

Der Baum war etwas Besonderes. Stets hatte er auf die Carrs eine magische Anziehungskraft ausgeübt, aber nicht allein auf sie, auch Besucher zeigten sich beeindruckt, und es hatte ebenfalls Menschen gegeben, die beim Anblick des Baumes von einem Frösteln und einer Gänsehaut überfallen worden waren, denn für sie ging etwas Unheimliches von diesem Gewächs aus.

Da spielte es keine Rolle, ob es Tag oder Nacht war wie in diesem Fall, denn die Dunkelheit hatte das Licht verdrängt und den Himmel mit einem tiefblauen Tuch überspannt, auf dem der Vollmond wie ein gelbes Glotzauge wirkte.

Auch jetzt war der Baum zu sehen.

Er bewegte sich sogar, wenn der Wind gegen die Blätter fuhr und sie zum Zittern brachte. Hinzu kam der Mondschein, der ihn mit einem bleichfahlen Schein übergoß und manchen Blättern sogar einen sehr wertvollen Anstrich gab.

Der Baum beherrschte alles. Betty glaubte sogar daran, daß er selbst die Menschen unter seiner Kontrolle hielt, und das wiederum wollte ihr nicht passen, obwohl sie sich selbst als eine Freundin der Natur bezeichnete und sich einfach nicht vorstellen konnte, in einer waldlosen Betonwüste zu leben.

So war es nun einmal.

Das Haus stand am Rand eines Waldstücks. Wenn sie schräg an der Blutbuche vorbeischaute, konnte sie sogar die schmale Straße sehen, von der ein noch schmalerer Zufahrtsweg zum Haus hin abzweigte, der dann in einen freien Platz vor dem Gebäude mündete.

Nicht einmal ihr Hund war da.

Eines Tages war er verschwunden. Einfach so. Weg, nicht mehr aufgetaucht, als wäre der Dackel von einem bösen Geist geholt worden. Als sie an den Hund dachte, verstärkte sich das Frösteln.

Zusammen mit ihrem Mann war sie der Überzeugung, daß auch sein Verschwinden nicht mit rechten Dingen zugegangen war.

Vor dem Fenster breitete sich eine gespenstische Landschaft aus. Es lag allein am Licht des Mondes, das seinen bleichen Schatten auf die

Erde warf, den nahen Waldrand scharf konturiert hervorriß, aber trotzdem dafür sorgte, daß es noch genügend Schatteninseln gab, die zahlreichen Wesen als Versteck hätten dienen können.

Eine seltsame Nacht.

Und eine Nacht voller Bewegungen.

Zuerst glaubte Betty an eine Täuschung, denn sie hatte gesehen, daß sich nahe der Blutbuche und auch nicht weit vom Waldrand entfernt etwas bewegt hatte.

Dazu noch außerhalb des Gebüschs…

Ein Tier?

Sie wußte es nicht, vom langen Starren tränten ihr bereits die Augen, und sie wischte mit den Fingern darüber hinweg. Dann näherte sie ihr Gesicht noch mehr der Scheibe, aber sie gab die Perspektive ein wenig zu verzerrt wider.

Die Frau riskierte es, hob den Arm, umklammerte den Griff und öffnete das Fenster.

Es war eine frische, würzige und gute Luft, die in ihr Gesicht strömte und sich dann auch im Zimmer verteilte. Sie beugte sich vor und hatte den Eindruck, eine gewisse Unruhe zu erleben.

Das war keine stille Nacht…

Vögel waren aufgeschreckt worden. Sie lärmten in den dichten Baumkronen und flogen sehr schnell weg. Dabei hatten sie so etwas wie eine Warnung abgegeben.

Aber für wen?

Es wurde wieder still.

Betty atmete auf. Du machst dich selbst verrückt, dachte sie. Du darfst das nicht tun, sonst drehst du noch durch.

Die Bewegung war keine Täuschung gewesen. Sie sah die Gestalt nahe der Blutbuche. Dabei stand sie so günstig, daß sich der gewaltige Baum hinter ihrem Rücken abhob.

Was war das?

Nein, es war kein Mensch. Er wäre viel zu klein gewesen. Das war ein Zwerg oder noch winziger, ein Miniaturwesen, das im Mondlicht einen blassen Glanz abstrahlte, als hätte man es mit feinem Silberpulver »bestäubt«.

Sie schluckte.

Wieder dachte sie an die alten Geschichten, die man sich von einem geheimnisvollen Volk erzählte, das sich irgendwo in der Tiefe des Waldes versteckt hielt.

Es mußte ein Volk aus Elfen oder Zwergen sein. Wesen, die auch Alice im Wunderland gesehen hatte.

Die Gestalt rührte sich nicht.

Aber sie bekam Besuch.

Unter den Zweigen der Buche hatte sich eine zweite Gestalt gelöst.

Betty konnte es nicht mit hundertprozentiger Gewißheit sagen, aber sie wurde den Eindruck nicht los, daß es sich dabei um eine kleine Frau handelte, die natürlich in der Größe zu der ersten Gestalt paßte.

Zwerg und Zwergin!

Betty Carr konnte es nicht fassen.

Sie wünschte sich mehrere Zeugen herbei, das war nicht möglich. So mußte sie sich auf sich selbst verlassen. Sie wunderte sich darüber, wie glatt es ihr gelang, sich zurückzuziehen und das Fenster zu schließen. Obwohl jetzt eine Trennung zwischen ihr und der freien Natur lag, fühlte sie sich keinesfalls wohler. Der dumpfe Druck und das schlimme Gefühl der Furcht blieben einfach in ihr zurück. Aber sie wußte jetzt, was sie tun mußte. Betty gehörte nicht zu den Frauen, die sich in die Ecke setzten und alles ihren Männern überließen. Sie war es gewohnt, die Probleme selbst anzugehen, und das wollte sie jetzt.

Deshalb verließ sie den Raum, durchquerte den schmalen Flur und lief auf die Haustür zu. In eine Nische hatte ihr Mann den Waffenschrank eingebaut.

Betty überlegte, ob sie ihn öffnen und eines der Gewehre hervornehmen sollte, denn mit einer solchen Waffe konnte sie durchaus umgehen. Sie tat es nicht, weil sie nicht provozieren wollte. Wer immer die Wesen auch sein mochten, sie wollte ihnen als friedliche Person begegnen. Den Schlüssel nahm sie vom Haken und steckte ihn in die Außentasche der grünen Bluse. Dann verließ sie das Haus.

Betty betrat eine abendliche, kühle Welt. Sie war hineingegangen in eine wunderschöne Sommernacht, aber sie konnte leider nicht so empfinden. Immer wieder mußte sie an die beiden Gestalten denken, und das bereitete ihr Sorge.

Waren sie friedlich? Waren sie feindlich? Verhielten sie sich einfach nur neutral?

Noch wußte sie nichts, und das wiederum machte sie schon ein wenig nervös.

Sie ging weiter.

Ihre Schritte schleiften über den Boden. Er war ziemlich weich, denn Gras und Moos bildeten einen Teppich. Um die Blutbuche zu erreichen, mußte sie sich nach links wenden, und sie merkte auch, wie ihre Knie anfingen zu zittern.

Dieser Gang gefiel ihr überhaupt nicht. Aber er war nötig geworden, um wenigstens einen Teil des Rätsels lösen zu können. Auf leisen Sohlen ging sie weiter, wollte keinen stören, und auch sie wurde vom Glanz des Mondlichts erfaßt.

Die beiden Gestalten waren verschwunden.

Als Betty das sah, blieb sie stehen und schüttelte verständnislos den Kopf.

Waren sie tatsächlich weg, oder hatte sie sich die kleinen Wesen nur eingebildet?

Es gab für sie einfach keine normale Antwort, und das wiederum ärgerte sie auch.

Betty setzte ihren Weg fort. Eine innere Stimme warnte sie, vorsichtig zu sein. Sie hörte auf den Rat, schaute in verschiedene Richtungen und drehte sich auch um.

Keine Gefahr…

Und der Wald schwieg. Er war ein dunkles, unheimliches Schattengebilde, in das das Gespenst des Mondlichts hineintauchte und an verschiedenen Stellen leicht glänzende, geheimnisvolle Inseln bildete.

Bisher hatte Betty ihre Umgebung immer als etwas Natürliches angesehen. Von dieser Tatsache war sie in den letzten Minuten weggekommen. Sie suchte nach einem neuen Vergleich, und es kam ihr in den Sinn, daß sich die Umgebung verändert hatte und zu einer reinen Zauberwelt geworden war.

Licht, Dunkelheit, starre Schatten, aber auch welche, die sich im leichten Wind bewegten. Das Silberlicht beschien auch den schmalen Zufahrtsweg und ließ ihn aussehen wie einen Bach, dessen Oberfläche als langer Spiegel wirkte.

Eine Bühnendekoration für ein schauriges Märchen hätte nicht stimmungsvoller sein können.

Betty lauschte ihren eigenen Schritten und behielt auch weiterhin die Umgebung im Auge, ohne jedoch etwas Neues entdecken zu können. Wer immer sich auch hier aufhielt, er schaffte es, sich vor den Augen der Menschen versteckt zu halten.

Die einsame Frau näherte sich der Blutbuche, die immer höher vor ihr aufwuchs.

Erst aus der Nähe sah sie, welch ein mächtiges Gebilde sie war. Eine riesige Kuppel, die ein Wald von Blättern nahezu undurchsichtig gemacht hatte. Der mächtige Stamm war nicht zu sehen. Erst mußte sich Betty unter den tiefhängenden Zweigen hinwegducken, um ihn erreichen zu können. Sie blieb für einen Moment stehen, da sie im letzten Augenblick doch unsicher geworden war.

Wieder schaute sie zum Haus zurück.

Es war schmal gebaut, dafür mit einem ziemlich spitzen Giebel. So sah es beinahe aus wie das Hexenhaus aus dem Märchen Hänsel und Gretel.

Da sie vergessen hatte, die Außenleuchte einzuschalten, streifte über die Frontseite einzig und allein das Mondlicht hinweg und machte die Fensterscheiben zu matten Spiegeln.

Sie stand vor dem Baum, mit dem alles begonnen hatte. Zumindest bei ihrem Mann, der von einer bestimmten Untersuchung des Baumes

verändert zurückgekehrt war.
Daß ihr das gleiche passieren konnte, davor hatte sie eine wahnsinnige Furcht. Zudem wußte sie nicht, welche Geheimnisse der Baum noch bereithielt, sie hoffte, daß sie nicht so schlimm waren, und vor den kleinen Gestalten fürchtete sie sich auch nicht. Sie dachte an Gullivers Reisen, ihm hatten die Zwerge auch nichts zuleide getan.
Noch wenige Schritte, dann hatte sie ihr Ziel erreicht, und die nach unten hängenden Zweige strichen mit ihren Blättern durch ihr Gesicht, als wollten sie die Frau liebkosen.
Sie nahm den Geruch der Blutbuche wahr. Im Gegensatz zu ihrem Namen roch sie bestimmt nicht nach Blut, sondern nach würzigem Laub, irgendwie gesund.
Sie tauchte hinein.
Eine andere Welt war dies.
Düster, geheimnisvoll…
Betty ging weiter.
Die Luft war hier ebenfalls anders geworden. Nicht mehr so klar, sondern leicht feucht, beinahe mit einem Sprüh oder Nebel zu vergleichen, der sich gesammelt hatte und innerhalb der Glocke aus Ästen, Zweigen und Blättern ein Tuch bildete.
Betty fürchtete sich davor, noch tiefer in diese andere Welt unter dem Baum und auch bis an den Stamm heranzugehen, deshalb blieb sie stehen und schaute auch zu Boden, weil ihr dabei etwas Bestimmtes aufgefallen war.
Er war nicht so eben wie vor dem Baum, sondern holprig und bildete an bestimmten Stellen regelrechte Stolperfallen oder Schlingen, in denen sich der Fuß eines Menschen sehr leicht verfangen konnte.
Betty wollte es genau wissen und bückte sich. Ein etwas seltsamer Vergleich fiel ihr ein. Sie hatte den Eindruck, auf einem dunklen Körper zu stehen, aus dem gewisse Adern hervorragten und dort, wo sie sich den Weg gebahnt hatten, die Erde zu Hügeln aufwarfen.
Es waren keine Adern, sondern blanke Wurzeln. Stränge, die gewachsen waren und sich dem Druck der Erde entgegengestemmt hatten.
Wenn sie weiter auf den Stamm der Blutbuche zugehen wollte, mußte sie die Füße schon sehr anheben, um sich nicht in dem dünnen, aber zähen Wirrwarr zu verfangen.
Düsternis umgab sie wie Schlamm.
Immer wenn Betty Luft holte, dann hatte sie den Eindruck, Feuchtigkeit zu trinken. Auch der Geruch änderte sich nicht. Er umwehte sie wie eine Fahne.
Und dann hörte sie die Stimmen.
Flüstern und Wispern, dazwischen zischelnde Geräusche. Leichte Schritte, die sich hin- und herbewegten.

Betty fror beinahe ein.
Das war nicht normal. Dafür hatte sie keine Erklärung. Sie wußte auf einmal, daß sie nicht mehr allein war, aber noch umgab sie die dichte Dunkelheit.
Dann passierte es.
Licht fiel in diese Welt hinein. Zumindest hatte Betty den Eindruck, den sie sehr bald revidierte, denn das grünbleiche und mit einem Silberglanz versehene Licht drang nicht von oben in die Welt, es kam aus der Tiefe, lautlos und gespenstisch.
Betty erlebte den Auftritt der anderen.
Plötzlich wußte sie, was die Geschichten meinten, wenn sie von einer anderen Welt oder fremden Welten mit ihren Bewohnern berichteten, denn sie bekam Betty zu sehen.
Sie standen da wie starre Spielsoldaten.
Aber sie waren keine Soldaten, sie waren echt.
Das bekam Betty Carr in den folgenden Sekunden zu sehen, als sich die Miniwesen bewegten…

***

Betty tat nichts, sie dachte nicht einmal mehr. Sie stand einfach da und staunte, ließ die anderen agieren, ohne über eine Erklärung nachdenken zu können.
Dafür schaute sie sich die kleinen Wesen an. Das Licht reichte auch aus, um sie sehr deutlich erkennen zu können.
Wie auch bei den Menschen existierten hier ebenfalls unterschiedliche Geschlechter.
Sie sah Männer und Frauen, sogar Kinder waren da. Die Männer erinnerten sie zum Teil an Ritter oder an Gestalten aus Fantasy-Geschichten, denn oft genug waren sie nur mit einem Lendenschurz bekleidet, so daß Bettys Augen sehr deutlich ihre muskulösen Körper wahrnehmen konnten. Körper, wie sie Kämpfer aufwiesen. In der modernen Sprache hätte man sie als Bodybuilder bezeichnet.
Ein seltsames, ungewöhnliches Volk.
Aber auch ein friedliches?
Sie konnte es nicht sagen, sie war einfach zu neu, doch sie stellte fest, daß keines der kleinen Wesen bisher daran dachte, sie anzugreifen. Sie hielten sich zurück.
Auch Betty tat nichts.
Nachdem sie den ersten Schock überwunden hatte und sich nun besser umschauen konnte, stellte sie fest, daß dieses Volk aus kleinen Wesen es tatsächlich geschafft hatte, sich eine eigene Welt zu schaffen. Und zwar eine Welt innerhalb und unterhalb des mächtigen Blutbuchenstammes, dessen Wurzelwerk sich nicht mehr im Boden versteckt hielt, sondern ebenfalls an die Oberfläche gedrungen war

und es somit geschafft hatte, ein kleines Reich zu bilden.
Zwischen und innerhalb dieses Wurzelwerks ließ es sich tatsächlich gut leben.
Sie sah kleine Hütten, sie entdeckte winzige Feuer, kleine Häuser, und sie fragte sich jetzt, ob das auch alles stimmte oder ob sie einer Halluzination erlegen war.
Bisher hatte sie einfach nicht daran geglaubt, daß Märchen oder Legenden wahr werden konnten, in dieser Minute allerdings änderte sie ihre Meinung.
Welch ein Anblick.
Welch eine Welt!
Sie konnte es nicht fassen, ihr fehlte jegliche Erklärung, sie nahm es nur einfach hin und suchte dann nach einem Vergleich, der passen konnte.
Mittelalter?
Plötzlich kam er ihr in den Sinn. Ja, das konnte gut möglich sein. Ein mittelalterliches Bild, allerdings mehr geprägt von einer Fantasy-Ebene, und sie erinnerte sich daran, den Film »Highlander« gesehen zu haben, wo in Rückblenden Szenen gezeigt worden waren, die denen hier glichen. Nur erlebte sie dieses Leben hier im kleinen mit, aber trotzdem stimmten die Proportionen.
Es war einfach nicht zu fassen oder zu begreifen…
Die meisten Personen gingen ihrer Arbeit nach. Sie kümmerten sich nicht um die Riesin, die ihnen zuschaute. Neben einem Feuer stand ein glatzköpfiger Mensch, der einen langen Stab in der Hand hielt. Er unterhielt sich mit einer Gestalt, die in eine Mönchskutte eingehüllt worden war. Hin und wieder hob der Glatzköpfige seinen Stab und deutete damit gegen den mächtigen Baumstamm. Er sprach auch mit dem Kuttenmann. Der nickte und blickte ebenfalls in die Höhe.
Das hatte Betty Carr neugierig gemacht.
Auch sie schaute nach oben.
Zu erkennen war nichts, denn das Licht aus dem Boden reichte einfach nicht aus. Nur ein sehr schwacher Schein kroch noch an der knorrigen Rinde in die Höhe und erreichte soeben einen dunklen Fleck, der Bettys Meinung nach feucht schimmerte.
Sie dachte an ihren Mann, der zur Blutbuche gegangen und so verändert zurückgekehrt war. Mit einer veränderten Hand, und er hatte sich leider nicht sehr offen gezeigt. Betty wußte nur, daß diese Veränderung etwas mit dem Stamm zu tun hatte.
Mit dem feuchten Fleck?
Die kleinen Gestalten kümmerten sich nicht um sie. Sie gingen weiterhin ihren Beschäftigungen nach. Betty widerstand dem Versuch, sich zu bücken, eine von ihnen anzufassen und hochzuheben, denn sie hatte auch gesehen, daß einige von ihnen Waffen trugen. Schwerter,

Lanzen und Hellebarden.
Am besten war es, wenn sie sich zurückzog, auf Amos wartete und mit ihm über ihre Entdeckung sprach.
Sie ging auch zurück.
Dabei ließ sie die kleinen Gestalten nicht aus den Augen und machte den Fehler, nicht auf den Untergrund zu achten, wo sich die Wurzeln als helle Adern aus dem Boden gedrückt hatten.
Einige bewegten sich…
Noch zitterten sie nur, dabei aber blieb es leider nicht, denn zwei von ihnen lösten sich aus dem Verbund der Erde und peitschten plötzlich in die Höhe.
Ein Wurzelstrang klatschte dabei wieder auf die Erde zurück.
Das Geräusch irritierte und warnte Betty.
Sie drehte sich um.
Der Wurzelstrang schoß auf sie zu.
Betty sah zuerst nur etwas Dünnes und Bleiches, das dicht über den Boden huschte. Es war verdammt schnell, und sie wollte noch zur Seite springen, das schaffte sie nicht mehr.
Die dünne Baumwurzel war schneller.
Zäh wie Leder und blitzartig wie eine Schlange schnappte sie zu. Innerhalb einer Sekunde umwickelte sie das rechte Fußgelenk der Frau, die das Gefühl hatte, von einer Drahtrolle gefangen zu werden.
Sie spürte einen ziehenden Schmerz, schrie noch einmal auf, dann erwischte sie der Ruck.
Er holte sie von den Beinen!
Betty Carr fiel hin. Dabei drehte sie sich in der Luft, so daß sie auf dem unebenen Boden mit der Schulter zuerst aufkam und ein stechender Schmerz ihre rechte Seite durchtoste.
Im Augenblick des Aufpralls drehte sich die Welt vor ihren Augen. Die Düsternis der gewaltigen Baumkrone über ihr schien für einen Moment aufzureißen, aber es waren nur die Blitze, die vor ihren Augen aufzuckten. Ansonsten blieb alles, wie es war.
Sie haben dich, dachte sie, biß die Zähne zusammen, ignorierte den Schmerz und wollte sich aufrichten.
Dagegen hatten die Kräfte der Blutbuche etwas. Ein armdicker Wurzelstrang peitschte herbei, klatschte gegen ihre Brust und hieb sie wieder zurück in die alte Lage.
Da wußte Betty, daß sie eine Gefangene der alten Welt und in deren tödlichen Rachekreislauf hineingeraten war…

***

Betty Carr selbst lag still, aber in ihrer unmittelbaren Umgebung bewegte sich etwas. Zunächst wußte sie nichts, was die Bewegungen ausgelöst haben konnte, dann merkte sie, daß sie von unten her

gerüttelt wurde, und so kam nur der Boden in Frage.

Er vibrierte, zitterte, er mobilisierte seine ureigenen Kräfte, um sie freizulassen.

Den Oberkörper konnte sie kaum noch bewegen, weil der verfluchte Wurzelstrang quer über ihrer Brust lag. Es war ihr so unmöglich gemacht worden, sich aufzurichten.

Aber sie konnte den Kopf anheben.

Betty lag an der Grenze. Mit den Beinen schon etwas außerhalb der Randzweige, mit ihrem Oberkörper und dem Kopf noch im unmittelbaren Bereich der Blutbuche.

Sie drehte den Kopf.

Alles sah aus ihrer Perspektive anders aus. Die kleinen Gestalten und ihre schimmernden Feuer wirkten auf sie meilenweit entfernt, aber trotzdem nah.

Keiner kümmerte sich mehr um sie. Nicht eines dieser kleinen Wesen hatte den Kopf gedreht, um nach ihr zu schauen. Sie gingen weiterhin ihrer Beschäftigung nach, und die Frau hörte ein helles Klirren, als Waffenmetall auf einen Stein traf.

Dann war da noch der Boden.

Längst nicht mehr glatt und von dem verzweigten Muster aus Wurzelsträngen durchzogen. Durch deren Bewegungen hatte er sich ebenfalls verändert und war zu einer wogenden Fläche geworden, deren Oberkruste sich immer mehr spannte und dem Druck sicherlich bald nicht mehr würde standhalten können.

Was dann geschah, konnte sich die Gefangene denken, dann hatte auch das übrige Wurzelwerk freie Bahn, um sich ausbreiten zu können. Betty war eine Expertin, und sie wußte, wie groß, mächtig und weitverzweigt die Wurzeln eines so alten Baumes werden konnten. Yardweit tasteten sie sich in den Umkreis des Stammes hinein.

Unter ihr hörte sie es grollen wie bei einem in der Erde festsitzenden Gewitter.

Für sie war es wieder ein neuer Anfang, denn nun brach die verdammte Erde auf.

Ein Schwall aus Lehm und kleinen Steinen, vermischt mit Blättern und alten Wurzeln schoß in die Höhe. Betty Carr sah ihn wie einen Berg vor sich aufwallen, und er nahm ihr die Sicht. Dazwischen sah sie bleiche, dünne Arme mit Händen, die ebenfalls lange Finger aufwiesen. Sie waren gespreizt, tanzten über ihr, und ein schweres Ächzen erklang, als würde ein Mensch leiden.

Etwas packte sie, war gierig, schlug gegen ihren Körper, umklammerte ihn. Er drehte die Frau herum. Betty wußte plötzlich, daß sie es war, die so geächzt hatte. Etwas klatschte gegen ihren Mund und füllte ihn dann aus. Sie schmeckte das Zeug auf der Zunge.

Es stank, ließ sie würgen, sie spie es wieder aus.

In der Zwischenzeit hatten immer mehr Arme den Boden verlassen. Er war völlig aufgewühlt worden und hatte dem zähen Wurzelwerk den nötigen Platz verschafft.

Das Ziel war klar.

Ohne daß Betty es bewußt bemerkt hatte, war sie bereits umklammert worden. Und die andere Kraft war so mächtig, daß Betty von ihr in die Höhe gehoben wurde.

Sie schrie.

Zum erstenmal war ihr bewußt geworden, in welch einer Lage sie sich befand. Sie klemmte nicht nur fest, diese andere Kraft würde ihr auch eine Flucht nicht erlauben.

Sie sollte bestraft werden.

Niemand hörte ihre Schreie. Unter dem mächtigen Dach der Blutbuche erstickten sie zu dumpfen Echos.

Die harten Wurzelstränge spielten mit ihr. Sie machten ihr klar, wer Herr der Lage war. Betty hing in ihren Fängen. Sie wurde gedreht, herumgewälzt und angehoben, bis sie eine bestimmte Position erreicht hatte und dort zur Ruhe kam.

Schmutz und fauliges Blattwerk hatten ihren Körper mit einer Schicht bedeckt. Selbst die Gesichtshaut war kaum noch zu erkennen, weil alles unter dem Schmutzfilm verschwand. Der Lehm klebte auch in den Augen und nahm ihr einen Großteil der Sicht. Kleinere Steine hatten mit ihren spitzen Kanten die Haut aufgerissen und winzige Wunden hinterlassen. Betty Carr kam sich selbst vor wie ein Monstrum, sie jammerte, sie hatte Mühe, tief durchzuatmen, denn die Kraft der zähen Wurzelstränge verstärkte sich.

Wieder vernahm sie ein Grollen. Diesmal klang es anders, als wären mächtige Fäuste dabei, gegen irgendein Hindernis zu schlagen. Die Wurzelstränge streckten sich. Sie richteten sich auf, sie schoben den Körper in die Höhe.

Dann drehten sie ihn.

Das Rumoren verstärkte sich. Eine schaurige Musik, die ein mörderisches Finale ankündigte.

Gleichzeitig wurde der Körper gedreht. Betty Carr lag auf der Seite, die Augen hielt sie weit aufgerissen. In ihren Pupillen lag die kalte Angst.

Im nächsten Augenblick explodierte dicht vor ihr ein Wall aus Lehm und Steinen.

Etwas raste daraus hervor.

Sie riß die Augen auf.

Das Herz schlug nicht mehr.

Eine Täuschung, Betty war nicht tot. Eine grausame Macht sorgte dafür, daß sie ihren Tod mitbekam. Wie durch ein Wunder konnte sie

ihren rechten Arm wieder bewegen.
Abwehrend streckte sie ihn vor.
Was ihr dann jedoch entgegenrammte, konnte sie nicht mehr aufhalten.
Aus den Tiefen des Wurzelwerks war er hervorgeholt worden. Ein gewaltiges Etwas, ein Rammbock, ein Stamm oder starker Ast, der sich vorn zu einer Spitze zusammendrückte.
Vampire wurden gepfählt! schoß es ihr durch den Kopf.
Aber nicht nur sie.
Diesmal war es ein Mensch.
Der letzte Schrei in ihrem Leben endete in einem fürchterlichen Röcheln. Betty Carr spürte noch die Berührung, dann nichts mehr. Die Waffe und deren Kraft zerrissen sie und zerrten sie hinein in den finsteren Schlund des Todes.
Wieder einmal hatte die Blutbuche ihrem Namen alle Ehre gemacht…

***

Amos Carr wußte nicht, ob er sich freuen sollte. Er hatte sich mit John Sinclair unterhalten und entschloß sich schließlich, das Gespräch als einen Teilerfolg zu buchen. Natürlich hätte er es gern gesehen, wenn Sinclair sofort mit zu ihm gefahren wäre, aber das war nicht möglich gewesen. Er hatte sich geweigert.
Verständlich. Am nächsten Tag würde er bei ihm erscheinen, aber nicht allein. Das freute Carr, denn Sinclair schien den Fall doch aus einem sehr realistischen Blickwinkel zu sehen, sonst hätte er sich nicht dazu durchgerungen, seinen Kollegen mitzubringen. Wahrscheinlich hatte ihn die Rinde auf Carrs Hand endgültig überzeugt.
Er konnte nicht behaupten, daß er sich an diese unfreiwillige Veränderung gewöhnt hätte, aber er hatte es geschafft, damit zu leben. Sie behinderte ihn nicht zu stark, und es gab Augenblicke, da hatte er sie sogar völlig vergessen.
In letzter Zeit fielen ihm immer öfter die Ratschläge seines Vaters ein, der davon gesprochen hatte, wie rätselhaft das Leben doch war und daß es den Menschen nicht einmal gelungen war, einen kleinen Ausschnitt davon zu begreifen. Daß vieles noch im Hintergrund verborgen lag und so leicht auch nicht hervorzulocken war, es sei denn, die Menschen würden sich ändern und sich nicht immer auf den Thron setzen und demütiger werden.
Vielleicht hatten sie mal die Krone der Schöpfung werden sollen, doch das war vorbei. Durch ihre Entwicklung hatten sie selbst daran gebastelt, daß es nicht so war.
Jedenfalls hatte sich Amos die Worte seines Vaters gemerkt und hatte stets versucht, allen gerecht zu werden. Besonders der Natur, die ihn

zwangsläufig umgab. Zudem übte er noch einen sehr naturverbundenen Beruf aus, und er hatte es sich angewöhnt, auch die Flora und die Faune zu achten.

Er fuhr ziemlich schnell. Irgend etwas zog ihn nach Haus. Es war wie ein Drang, dem er nichts entgegensetzen konnte. Zudem wollte er mit seiner Frau über den erfolgreichen Verlauf seiner Pläne reden, und auch Betty würde sich freuen. Sie hatte nie viele Fragen gestellt, aber sie hatte sich ihre Gedanken gemacht.

War sie mit ihm eigentlich glücklich gewesen?

Amos Carr erschrak über diesen Gedanken. Nicht weil er in ihm hochgekommen war, sondern weil er ihn in der Vergangenheitsform geführt hatte, als gäbe sie es nicht mehr.

Er fror plötzlich…

Warum? Weshalb drang diese Kälte von innen in ihm hoch? Womit hing es zusammen? Dabei war alles gutgegangen. Oder gab es da bestimmte Vorahnungen?

Sein Gesicht verlor an Farbe. Er wurde bleich, und der Schweiß bedeckte die Innenflächen seiner Hände. Die Lippen zuckten, und als er nach vorn starrte, in die Lichtinsel der Scheinwerfer, da hatte er den Eindruck, als wäre die Luft von tanzenden Geistern erfüllt, die sich auf ihn zubewegten.

Fratzen im Dunst. Nebelhafte Gebilde aus der Tiefe des Bodens entstiegen, die ihn auslachten und ihm stumme Geschichten aus dem Reich der Toten erzählten.

Amos Carr fror plötzlich.

Er fuhr noch schneller. In sich spürte er den Drang, nach Hause zu kommen. Es war für ihn ein wilder Antrieb, der Wagen fuhr ihm nicht schnell genug, obwohl er das Tempolimit eigentlich schon überschritten hatte. Jede Bodenunebenheit bekam er doppelt so stark mit.

Das alles zählte nicht.

Er wollte nach Hause, er mußte zu seiner Frau. Er wollte mit ihr über bestimmte Dinge reden. Sie würde sich freuen, wenn sie hörte, daß er Erfolg gehabt hatte.

Carr fuhr so schnell, daß er beinahe an der Einmündung des schmalen Wegs vorbeigefahren wäre.

Im letzten Augenblick riß er das Lenkrad herum und glitt in den schmalen Weg hinein, wo die Reifen den Untergrund aufwühlten.

Staubwolken vermischten sich mit dem Licht der Scheinwerfer. Kleine Erdkrumen sprangen unter die Karosserie, er schaltete das Fernlicht ein, und die beiden harten, blauen und auch grellweiß leuchtenden Strahlen erwischten das Haus und ließen es aussehen wie ein Gebäude aus einem düsteren Märchen.

Betty hätte ihn längst hören und vor der Tür erscheinen müssen.

Sie kam nicht.

Warum nicht?

Carr bremste ab. Plötzlich hatte er nicht den Mut, aus dem Wagen zu springen und auf das Haus zuzulaufen. Für eine Weile blieb er hinter dem Lenkrad hocken, atmete tief durch, schloß auch die Augen, um sich mit der neuen Lage zurechtzufinden.

Etwas stimmte nicht.

Mach dich nicht selbst verrückt! hämmerte er sich ein. Es ist alles in Ordnung, du wirst es sehen.

Dann stieg er aus.

Das Haus stand vor ihm, und es kam ihm vor wie ein mächtiger Feind. Er spürte im Mund einen pelzigen Geschmack. Seine Zunge schien am Gaumen zu kleben.

Mit langsamen Schritten ging er auf sein Haus zu. Er hatte eigentlich nach Betty rufen wollen, seltsamerweise konnte er sich dazu nicht überwinden.

Was war das nur…?

Die Tür war nicht verschlossen. Er drückte sie auf und überschritt die Schwelle.

Stille.

Keine Stimme, nur das blasse Licht einer Dielenleuchte. Ansonsten war es ruhig. So ruhig, als hätte die Bewohnerin das Haus längst verlassen.

Amos Carr konnte es nicht verstehen. Es bestand für Betty überhaupt kein Grund, dies zu tun. Zumindest nicht freiwillig. Über dieses Wort stolperte er, weil ihm gleichzeitig das Gegenteil davon einfiel.

Unfreiwillig?

Der Gedanke daran ließ ihn schaudern und nagelte ihn gleichzeitig auf der Stelle fest. Er stellte sich vor, daß Fremde in sein Haus eingedrungen und Betty geholt hatten. Dies war so schlimm, daß er anfing zu zittern.

Aber er hatte seine Starre überwunden. Und auch den Frost in der Stimme. Trotzdem mußte er noch einmal tief Luft holen, bevor es ihm gelang, den Namen seiner Frau zu rufen. Er hallte hinein in das Haus, das Echo tanzte bis in die obere Etage. Sie hätte ihn hören müssen, wenn sie da gewesen wäre.

Aber sie war nicht da.

Amos schloß für einen Moment die Augen. Dann bewegte er seine rechte Hand. Die verklebte Fläche kam ihm so schwer vor, als wäre sie mit einer Bleiplatte bedeckt. Er brachte das Verschwinden seiner Frau in einen unmittelbaren Zusammenhang mit seiner Veränderung. Einen direkten Grund aber konnte er nicht nennen.

Dennoch kristallisierte sich etwas hervor. Diesmal dachte er nicht nur an sein Haus, sondern auch an dessen Umgebung. Und dabei drehten

sich seine Überlegungen zwangsläufig um einen bestimmten Ort vor dem Haus. Dort stand die Blutbuche.

Er holte tief Luft. Er lehnte sich gegen die Wand. Dabei berührte er ein kleines Bild. Mit schwankenden Bewegungen schabte es einige Sekunden lang hin und her.

Der Mann stieß sich wieder ab. Er durfte jetzt nicht aufgeben und vor allen Dingen keine Panik aufkommen lassen. Für die folgenden Minuten brauchte er einen klaren Kopf.

Und er benötigte eine Taschenlampe.

Die fand er in der Küche. Unter der Spüle hatte er den Schrank zweigeteilt. Die linke Hälfte beherbergte das Werkzeug, das er immer schnell zur Hand haben mußte.

Die Lampe lag griffbereit. Ihr Stab bestand aus weichem Gummi. Da er ihn mit der rechten Hand umklammerte, war er auf seiner Fläche überhaupt nicht zu spüren.

Er schaltete die Lampe ein. Der Strahl gab ihm Hoffnung. Als gelbweißer Arm durchstrahlte er die Dunkelheit und wanderte zitternd vor Amos Carr her.

Er wußte genau, daß er in den oberen Etagen nicht nachzuschauen brauchte. Das Gefühl sagte ihm einfach alles. Seine Frau war nicht mehr da. Er würde sie auch nicht tot dort oben finden. Es war alles okay, alles in Ordnung, er würde…

Plötzlich stiegen ihm Tränen in die Augen. Erst als er im Freien stand, gelang es ihm, sie nach unten zu schlucken. Die Einsamkeit vor dem Haus legte sich wie eine Decke über ihn. Der Himmel war dunkel und trotzdem hell, weil der Vollmond ihm einen besonderen Anstrich verpaßt hatte.

Unter ihm sah er seine kleine Welt wie eine Kulisse. Sehr dunkel, beinahe drohend und abweisend, jedenfalls empfand Amos Carr in diesen Minuten so.

Er ging weiter und lauschte dem Echo seiner eigenen Schritte. Jeder Tritt hinterließ auch Stiche in seinem Kopf. Es war für ihn einfach schlimm. Zur seelischen Qual gesellte sich noch die körperliche hinzu. In diesen Augenblicken kam einfach alles zusammen, und es würde sich auch so schnell nicht ändern.

Bis zu seinem Ziel waren es nur ein paar Schritte. Sie kamen ihm trotzdem weit vor. Die Blutbuche stand dort als Drohung. Sie schien jeden zu warnen, der sich ihr näherte.

Sie war kein einzelner Baum im Wald, trotzdem wirkte sie so.

Mächtig, allein gelassen, von einem besonderen Wuchs, was nicht nur die äußere Form des Baumes anging, sondern auch den wegen des dichten Blatt- und Zweigwerks nicht sichtbaren Stamm sowie das wahnsinnige Wurzelwerk, für das er keine Erklärung hatte. Es waren zahlreiche Arme, die meisten davon tief im Boden vergraben, aber

einige ragten auch aus ihm hervor. Für Amos Carr waren sie wie ein Gerüst oder ein Skelett, das es geschafft hatte, seinen unterirdischen Platz zu verlassen, aber nicht mit seiner gesamten Größe.

Vor ihm zitterten die Blätter, weil doch ein leichter Nachtwind über das Land wehte. Das leise Rascheln erinnerte ihn an zahlreiche Stimmen, die tief unter dem Blattwerk ihren Ursprung hatten, als wollten sie ihn begrüßen.

Um an den Stamm heranzukommen, mußte er die Blätter mit ihren weichen Zweigen zur Seite schieben, was er auch tat. Wieder raschelte es dabei, und als er die Blätter berührte, hatte er den Eindruck, als wären diese fettig geworden.

Amos Carr überlegte, ob er seine Taschenlampe einschalten sollte. Er ließ es bleiben und tauchte zunächst einmal so in die bedrückende Dunkelheit.

Ja, es war eine andere Welt.

Nicht nur von der stickigen, feuchten Luft her, die an eine Dunstglocke erinnerte. Er konnte die Welt nicht erklären, sie wirkte wie abgeschnitten von der anderen, und aus ihr hervor ragte in der Mitte etwas Mächtiges, Breites.

Der Stamm…

Uralt, knorrig, hart und trotzdem weich. In seinem Innern steckte Leben, da hatte sich etwas nicht Erklärbares manifestiert, das wußte Amos Carr genau.

Er hatte die Wunde berührt, und der Saft des Stammes war über seine Handfläche geflossen.

Saft wie Blut.

Dick und riechend.

Auch jetzt roch es so seltsam…

Er dachte an den Namen Blutbuche, und das Wort Blut wollte ihm nicht aus dem Kopf.

Die Blutbuche hatte mit dem Blut eines Menschen nichts zu tun, aber hier roch es danach.

Er wollte es zunächst nicht glauben, roch noch einmal daran und stellte fest, daß er sich nicht geirrt hatte.

Es roch nach Blut.

Sogar nach frischem…

Er schluckte, konzentrierte sich noch stärker auf diesen Geruch und stellte fest, daß er sich mit der Feuchtigkeit des Bodens vermischte. Deshalb war er auch nicht sofort auszumachen gewesen. Der andere Geruch zeugte seiner Meinung nach von frischer Erde. Frisch deshalb, weil sie jemand aufgewühlt hatte.

Amos Carr konnte sich da auf seine Nase verlassen. Lange genug hatte er sich in der Natur aufgehalten, um so etwas genau auseinanderhalten zu können.

Aufgewühlte Erde. Sehen konnte er sie nicht. In der Dunkelheit erkannte er höchstens Schatten, denen er nichts Konkretes entnehmen konnte. Wieder griff er auf seine Lampe zurück und schaltete sie ein. Der Strahl kam ihm hier heller vor als sonst. Da er sich nur auf einen Punkt konzentrierte, ließ er den Strahl wandern.

Tatsächlich - es stimmte!

Der Boden hatte sich verändert.

Er war aufgewühlt worden. Jemand mußte hier gegraben haben. Wenn das tatsächlich der Fall gewesen war, dann hatte dieser Jemand auch einen Grund gehabt.

Allmählich bekam er seine Gedanken so gut unter Kontrolle, daß der Unbekannte ein Gesicht…

Er dachte nicht mehr weiter.

Nur ein Name noch.

Betty!

Bei einem Blick in den Spiegel hätte er seine größer gewordenen Augen gesehen und auch den Schweiß auf der Stirn. Das Herz klopfte ebenfalls schneller, und er fragte sich, welcher Teufel seine Betty denn geritten haben könnte, so etwas zu tun?

Er wußte es nicht.

Er sah auch keinen Grund. Alles war so anders und schrecklich. Der Druck hinter seinen Augen verstärkte sich weiter, und er hatte Mühe, sich auf den veränderten Boden zu konzentrieren, über den das gelbliche Licht huschte.

Nicht nur aufgewühlt war er. Aus der Tiefe war auch etwas hervorgekommen, dünn und so glänzend wie Gebein, obwohl es dies nicht war, sondern aus einem anderen Material bestand.

Amos wußte Bescheid.

Das waren keine Knochen, sondern Teile des Wurzelwerks, die sich aus dem Boden hervorgedrückt hatten. Dieses Wurzelwerk, das wußte er, bildete eine Welt für sich, die sich von der anderen abgetrennt hatte. Hier war alles anders, den Baum konnte er nur äußerlich erkennen, aber das Versteckte gehörte ebenfalls dazu.

Verborgen in der Tiefe…

Er schluckte, und plötzlich fühlte er sich umzingelt. Wieder hatte sich die Luft verändert. Er kam sich vor wie jemand, der in eine feindliche Welt eingedrungen war.

Amos Carr zitterte, was sich auch auf seinen rechten Arm übertrug, so daß der Lichtstrahl die Bewegung mitmachte und auf der Stelle tanzte. Er erinnerte sich daran, daß er nicht zum erstenmal unter diesen Zweigen stand und den Boden absuchte. Eine derart ungewöhnliche Form des Wurzelwerks hatte er noch nie zu Gesicht bekommen. Hier war einiges anders geworden, der Erdboden hatte eine andere Form bekommen, und an einer Stelle war er regelrecht

aufgewühlt, bildete sogar einen kleinen Hang, in dem etwas leuchtete, als der Strahl der Lampe gegen einen bestimmten Gegenstand leuchtete.

Es war ein Baum…

Oder ein Ast?

Amos Carr war schon so durcheinander, daß er näher herangehen mußte, um alles genau sehen zu können. Plötzlich blieb ihm das Herz stehen, denn er sah nicht nur diesen seltsam geformten, weil spitz zulaufenden Ast aus dem Hang schauen, sondern auch die feuchten und dunklen Flecken daran.

Das war zwar eine Nässe, aber kein Wasser. Ein beklemmender Verdacht stieg in Carr hoch. Er ging hin, bückte sich und tupfte mit der Fingerspitze über die nasse Stelle.

Blut!

Im Licht der Lampe sah er es überdeutlich. An dieser Spitze oder dem Ende klebten noch feuchte Blutflecken. Sie waren frisch, und er preßte plötzlich die Lippen zusammen und schloß gleichzeitig die Augen, weil er wiederum an seine Frau denken mußte.

Betty war verschwunden. Sie war einfach weg. Es gab sie nicht mehr, dafür dieses Blut.

Er schüttelte den Kopf. Sein Magen hatte sich vergrößert. Von verschiedenen Seiten her lag er wie ein gewaltiger Stein in seinem Körper. Hinter den Augen spürte er den Druck, als wollte dieser seine Pupillen aushebeln. Langsam sank die rechte Hand mit der Lampe nach unten, obwohl er es eigentlich nicht gewollt hatte.

Durch die Nase stieß er die Luft aus.

Es war kalt unter diesem Baum. Eine bittere Kälte erwischte ihn. Er glaubte auch, von zahlreichen Augen beobachtet zu werden, von Wesen, die sich noch zurückhielten.

Vorwürfe prasselten auf ihn hernieder. Er hätte Betty mitnehmen sollen, er hatte es nicht getan.

Stand er nun allein auf der Welt, oder gab es Hoffnung?

Noch hatte er den endgültigen Beweis für den Tod seiner Frau nicht bekommen, doch das Gegenteil davon hatte er auch nicht gesehen. Sie war und blieb verschwunden.

Vielleicht in der Erde.

Vielleicht von unbekannten Kräften tief hineingezogen. In die Fesseln des Wurzelwerks gelangt, hatte sich aufgelöst, um als flüssige Nahrung den Stamm und die Äste zu durchwandern.

Er stöhnte auf.

Dann berührte etwas seinen Fuß. Es klatschte genau auf die Kappe, und er schaute sofort hin.

Nichts mehr zu sehen. Aber er hatte sich nicht getäuscht. Bis ihm auffiel, daß einer der hellen Wurzelstränge seine alte Lage verändert

hatte und jetzt wie eine gekrümmte Schlange links von ihm ihren Platz gefunden hatte.

Dort war sie vor einigen Sekunden noch nicht gewesen.

Er fürchtete sich.

Auf einmal war alles anders geworden. Im Boden, tief unter ihm, fand ebenfalls eine Veränderung statt. Er glaubte, ein leises Donnern oder Rumoren zu hören, und wieder stellten sich seine Haare auf. Die Kälte und die Hitze überkamen ihn gleichzeitig. Er wußte, daß er wegmußte, daß diese Stelle hier unter dem Baum für ihn lebensgefährlich werden konnte. Wenn er starb, nutzte es seiner Frau auch nichts. Wenn er aber lebte, hatte er möglicherweise noch die Chance, sie zu finden. Diese Tatsache beeinflußte seinen Entschluß.

Er mußte einfach rennen. Er konnte nicht langsam oder normal gehen. Und er kam sich vor, als er die Umgebung der Blutbuche verlassen hatte, wie ein Mann, der von der Hölle ausgestoßen worden war.

Auf dem Weg zum Haus stolperte er über ein Hindernis und fiel hin. Carr fluchte nicht einmal, er lag auf dem Boden und hätte sein Gesicht am liebsten in die Erde gedrückt, um alles zu vergessen.

Das tat er nicht. Statt dessen stemmte er sich hoch, kam auf die Beine und lief in einem Zickzack-kurs auf das Haus zu, das ihm bisher immer eine gewisse Sicherheit gegeben hatte, ihn jetzt aber abstieß. Mit der Schulter rammte er die Tür auf. Im Flur lehnte er sich gegen die Außenseite des Treppengeländers, riß seine Jacke vom Leib und schleuderte sie zu Boden.

Amos Carr roch nach Schmutz, nach Schweiß und auch nach Blut. Das jedenfalls glaubte er. Innerlich fühlte er sich wie ausgetrocknet, als wäre in seinem Körper eine Wüste.

Er taumelte auf die Küche zu. Mit der Schulter drückte er die Tür auf. Das Mondlicht schien in den relativ großen Raum. Es hatte auch einen Schleier über den Tisch gelegt.

Und genau dort saß eine Gestalt, die so aussah, als könnte sie es nicht geben…

***

Sie war witzig und schaurig zugleich!

Aber nicht so witzig, als daß er hätte lachen können. Dieses Gefühl war längst nicht mehr in ihm.

Amos Carr stand nur da und staunte. Seine Augen waren weit aufgerissen, sie wirkten überhaupt nicht mehr menschlich, sondern künstlich. Sie bestanden aus hellem und dunklem Glas, und seine Lippen zitterten, obwohl er den Eindruck hatte, sein Mund wäre eingefroren.

Wer war dieser Unbekannte?

War er ein Mensch, war er Zwerg oder eine Mischung aus beiden, die dann eine Spielzeugfigur ergab, mit denen sich Jungen gern beschäftigten. Für ihn war die im blassen Mondlicht leuchtende Gestalt so etwas wie ein Krieger.

Sie war bewaffnet. Der rechte Arm stand in einem bestimmten Winkel vom Körper ab. Die Hand umschloß den Griff einer Lanze, deren glänzende Spitze auf ihn zeigte. Diese Gestalt machte den Eindruck, als wollte sie die Lanze jeden Augenblick loslassen und auf ein bestimmtes Ziel schleudern.

Dabei stand er im Zentrum.

Amos Carr sah auch den glänzenden Körper. Bis auf einen Lendenschurz war er nackt. Er richtete seinen Blick auf das Gesicht des kleinen Wesens, und ihm kam es vor, als würde ihn ein Todfeind anstarren.

Eine Erklärung für das Auftauchen dieser Gestalt hatte er nicht. Obwohl sie sich nicht bewegte, war sie für ihn nicht tot. Sie lebte, sie mußte einfach leben. Er konnte sich auch nicht vorstellen, daß sie von irgendeiner Person einfach in die Küche gestellt worden war. Nein, die war von allein gekommen.

Konnte sie auch reden? Wenn ja, wußte sie möglicherweise, was mit Betty geschehen war?

Es war in dieser Nacht vieles geschehen, für das ihm die Erklärung fehlte. Auch die vorher stattgefundene Veränderung auf seiner Handfläche zählte dazu, aber das alles ergab keinen Sinn, auch wenn er versuchte, es mit dem Auftauchen des Wesens in einen Zusammenhang zu bringen. Ihm wurde nur bewußt, daß es in seiner Nähe Kräfte gab, die ihn beobachteten, die er allerdings nicht kontrollieren konnte.

Und das machte ihn fertig.

Er schluckte, schmeckte den Schleim bitter wie Galle und zwang sich dazu, seine Gedanken in eine bestimmte Richtung zu lenken. Er wollte etwas unternehmen.

Wenn er mehr über die Vorgänge erfahren konnte, dann möglicherweise durch diese Figur, die eigentlich so nichtssagend aussah, die er trotzdem anfassen wollte.

Das kostete ihn Überwindung, denn er betrachtete immer wieder die Spitze der Lanze.

Sie zeigte auf ihn.

Sie würde auch weiterhin auf ihn zeigen…

Amos Carr duckte sich. Er ging einen kleinen Schritt nach rechts, dann wieder vor. Dabei schaute er ununterbrochen in das Gesicht der kleinen Gestalt.

Zuckte es dort?

Er schüttelte den Kopf, weil er es nicht genau hatte sehen können.

Oder bewegten sich die Augen?
Er schaute noch einmal hin.
Ja, sie hatten sich bewegt. Nur der Kopf rührte sich nicht um einen Millimeter, aber die Augen verfolgten ihn. Also war dieses Wesen von einem Leben erfüllt. Wahrscheinlich konnte es auch sprechen und würde ihm sagen, was mit Betty geschehen war.
Er duckte sich.
Damit wollte er täuschen, um blitzschnell einen Arm vorzustrecken. Nur wenn er das Wesen überraschte, konnte es ihm auch gelingen, es zu fangen. Seine Hand war zudem groß genug, um die Gestalt umklammern zu können.
Ein Griff - und…
Nein, die Gestalt war schneller.
Mit einer wirklich sehr kurz und knappen Bewegung schleuderte sie den Speer vor. Amos sah etwas blitzen und hatte noch Zeit genug, um den Kopf einzuziehen.
Der Speer erwischte ihn trotzdem. Wie eine in der unteren Hälfte heiß gewordene Nadel bohrte er sich durch sein Hemd und tief hinein in das Fleisch seiner Schulter.
Der Schmerz strahlte von einem bestimmten Punkt aus wie eine Sonne. Amos begriff zunächst nichts. Er ging zurück, erreichte den großen Ofen und spürte dessen Handlauf im Kreuz. Dieser Druck stoppte ihn. Hier blieb er stehen und glotzte gegen die Gestalt.
Sie war jetzt waffenlos. Der mit Muskeln bepackte Körper duckte sich, wobei er noch für einen Moment auf der Tischplatte stehenblieb. Dann gab er sich Schwung, wirbelte über die Kante hinweg und erreichte den Boden. Ein kurzes Abfedern noch, eine Drehung, von dort aus einen Sprung in die Höhe, dann die Landung auf der Fensterbank, und erst jetzt fiel Amos auf, daß das Fenster nicht geschlossen war.
Der nächste Sprung katapultierte die kleine Gestalt ins Freie.
Weg war sie!
Amos Carr lehnte noch immer am Handlauf des Kohleofens und dachte darüber nach, ob er geträumt hatte oder nicht. Nein, das war kein Traum gewesen, obwohl ihm die Erklärung fehlte. Der Speer in seiner Schulter sagte ihm genug.
Er steckte dort fest, und Amos traute sich auch nicht, ihn herauszuziehen. Möglicherweise war seine Spitze mit Widerhaken versehen oder auch vergiftet.
Ihm schossen schlimme Gedanken durch den Kopf, während der Schmerz auch weiterhin durch seine Schulter zuckte und sogar den Nacken erreichte, wo er sich wie ein Band um den Hals legte.
Amos taumelte zur Seite. Selbst seine Füße fühlten sich schwer an. Es gelang ihm kaum, sie vom Boden zu heben. Immer wieder schleiften

sie über den Boden.

Für einen Moment wurde ihm auch schwarz vor Augen. Der dunkle Nebel war wie ein wallendes Tuch. Er hatte Mühe, nicht zu schreien und zu zittern, er riß sich aber zusammen, und als er wieder einigermaßen klar war, da fand er sich im schmalen Flur wieder.

Er taumelte weiter, betrat den Wohnraum, wo sein Blick auf das Telefon fiel, das ihm vorkam wie ein Schatten, der im Zimmer eingefroren war. Der Anblick brachte ihn auf eine Idee.

Die Uhrzeit war ihm egal. Er mußte versuchen, John Sinclair zu erreichen. Wenn er ihm berichtete, was geschehen war, würde er sicherlich schon früher hier erscheinen.

Die Nummer des Geisterjägers hatte er sich aufgeschrieben. Der Zettel lag in einer Schublade. Mit der linken Hand zog er sie auf, er konnte nur diese schmerzfrei bewegen, denn in der rechten Schulter steckte der verdammte Speer. Er war nicht länger als eine Stricknadel und trotzdem tief in das Fleisch eingedrungen.

Er fiel auf einen Stuhl.

Das Telefon stand dicht neben ihm und so günstig, daß er den Hörer mit der linken Hand fassen konnte. Noch hob er nicht ab, die Hand blieb schwer wie ein Stück Eisen darauf liegen.

Amos lauschte seinem keuchenden Atem nach. Wenn er nach rechts schielte, sah er den blanken Stahl des dünnen Speeres aus seiner Schulter funkeln. Plötzlich war er es leid. Es überkam ihn einfach. Er dachte auch nicht mehr an die Folgen.

Carr umklammerte den Speer, hielt ihn mit seinen schweißfeuchten Fingern so gut fest wie möglich.

Noch einmal holte er tief Luft. Die Zähne biß er dabei zusammen.

Dann zerrte er die Waffe hervor.

Er schrie auf, als sie durch seinen Körper glitt und dann einfach hinaustrat.

Er hielt sie in der Hand.

Blut hatte das untere Ende gefärbt. Es tropfte sogar noch zu Boden. Der Schmerz biß stärker, aber Amos Carr war trotzdem erleichtert, weil er auch sah, daß die Spitze nicht mit irgendwelchen Sägezähnen gespickt worden war.

Den Speer war er los.

Die Furcht aber blieb.

Und sie verstärkte sich von Sekunde zu Sekunde. Sie wollte auch nicht weichen, als er die Nummer des Geisterjägers eintippte.

***

Ich hatte zwar kein schlechtes Gewissen, als ich mich auf den Heimweg machte, doch ein mulmiges Gefühl breitete sich schon in meinem Innern aus.

Hatte ich etwas falsch gemacht?
Das war die große Frage. Wenn ich in mich hineinhorchte, dann kam ich allmählich zu dem Entschluß, daß ich doch bei Amos Carr hätte bleiben sollen.
Warum hatte ich es nicht getan?
Wahrscheinlich deshalb, weil er auf mich keinen so ängstlichen Eindruck gemacht hatte. Das konnte auch an seiner Statur gelegen haben, denn Amos Carr war ein kräftiger Mensch, der nicht den Eindruck eines Feiglings machte.
Er zählte zu den Männern, die genau wußten, wo es langging, zumindest bei gewissen Dingen. Daß er jetzt so durcheinander war, mußte schon seinen Grund haben. Und zwar einen echten. Ich glaubte nicht, daß Carr jemand war, der sich so leicht erschüttern ließ.
Wie gesagt, ich war unruhig, als ich meine Wohnung betrat. Hinlegen konnte ich mich noch nicht sofort. Ich holte mir eine Dose Bier aus dem Kühlschrank und blieb mit ihr in der Hand vor dem offenen Fenster im Wohnraum stehen.
In London hatten wir einen verdammt heißen und schwülen Tag hinter uns. Jetzt war die Luft besser geworden. Der etwas kühlere Wind wehte auch in mein Zimmer und streichelte mein Gesicht. Von innen kühlte mich das Bier, das ich in langsamen Schlucken trank.
Der Mann wollte mir nicht aus dem Kopf. Amos Carr hatte trotz der nur kurzen Begegnung Eindruck bei mir hinterlassen.
Die Büchse war leer, ich spürte eine bleierne Müdigkeit. Die Natur verlangte ihr Recht.
Ich duschte mich noch einmal kurz ab, dann legte ich mich ins Bett und wollte einschlafen.
Es war nicht so einfach. Was mich plagte, konnte ich nicht genau nachvollziehen. Möglicherweise war es mein schlechtes Gewissen. Ich hatte irgend etwas falsch gemacht. Ich hätte den Mann nicht im Stich lassen sollen.
Hinterher ist man immer schlauer.
Wann ich endlich wegsackte, wußte ich nicht, weil ich keinen letzten Blick auf die Uhr geworfen hatte. Jedenfalls klappten mir die Augen zu, ich schlief ein und stürzte dabei regelrecht ab.
Irgendwann riß es mich hoch aus diesem tiefen Schacht. Es war ein Geräusch, eine ferne Botschaft, die durch die Schwärze des Schlafs an mein Bewußtsein drang.
Ich kam zuerst nicht zurecht, hatte zwar die Augen offen und wußte trotzdem nicht, wo ich mich befand, obwohl bereits der fahle Schein der Morgendämmerung in Richtung Fenster kroch und auch in das Zimmer eingedrungen war.
Wieder dieses Geräusch.
So anders, so schrill, nicht passend, und ich begriff, daß es das

Telefon war.
Ich drehte mich auf die Seite, legte meine Hand auf den Apparat und nahm den Hörer schließlich auf. Ein schweres Gewicht, das ich an mein Ohr drückte. Die Kehle war verschleimt. Zwar wollte ich meinen Namen sagen, was dabei allerdings herauskam, wußte ich nicht. Bestimmt nicht mehr als ein Krächzen.
»Sind Sie es, Mr. Sinclair?«
»Ja.«
»Hier ist Amos Carr.«
Um Himmels willen, wer war das denn schon wieder? Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen.
Erst als Carr den Namen mit scharfer Stimme wiederholte, riß es mich aus diesem fast betäubenden Zustand wieder heraus. »Ja, Carr, natürlich…«
»Alles klar jetzt?«
Diesmal bekam ich sogar das ängstliche Zittern in seiner Stimme mit und war mit einemmal hellwach. »Mr. Carr, bitte, was gibt es?«
»Sie müssen kommen!«
»Was ist geschehen?«
Er kam zur Sache. Carr sprach langsam, er rang oft nach Luft und suchte auch die richtigen Worte.
Was er mir sagte, klang beinahe unglaublich, bestimmt hätten die meisten Menschen ihn für einen Lügner gehalten, ich allerdings nicht. Ich hatte ihn kennengelernt und wußte, daß dieser Mann kein Spinner war.
»Ich weiß ja nicht, wann Sie bei mir hatten sein wollen, Mr. Sinclair, aber es ist Eile geboten. Ich weiß auch nicht, was mit meiner Frau geschehen ist. Ich habe überall gesucht, aber Betty ist und bleibt verschwunden.«
»Wir werden sie gemeinsam finden, Mr. Carr.«
»Ihr Wort in Gottes Ohr.«
»Bitte, bleiben Sie so lange im Haus, bis mein Kollege und ich eingetroffen sind. Alles andere wird sich dann ergeben, Mr. Carr.«
»Gut, ich warte.«
Zuletzt hatte seine Stimme wieder etwas heller geklungen. Das Gespräch mit mir hatte ihm Mut gegeben. Ich blieb noch für eine Weile auf der Bettkante sitzen und dachte über das Gehörte nach.
Was er mir gesagt hatte, ließ auf eine gewisse Aktivität schließen, die mir eigentlich nicht unbekannt war.
Ich hatte ähnlich kleine Wesen mal in Südtirol erlebt, in Laurins Steingarten. Möglicherweise gab es zwischen diesen Vorgängen sogar eine Verbindung.
Suko wußte von seinem Glück noch nichts. Mein Telefonanruf holte auch ihn aus dem Schlaf. Im Gegensatz zu mir meldete er sich mit

einer Stimme, die ziemlich wach klang.

»Aufstehen«, sagte ich nur.

»Gibt es einen Grund dafür?«

»Ja. Einiges an Ärger, und wir sollten uns beeilen.«

»Muß ich packen?«

»So weit ist es nicht. Ich erzähle dir alles in deinem Auto.« Damit war auch klar, mit welchem Wagen wir fahren würden. Von Suko hörte ich ebenfalls keinen Protest.

***

Wir hatten gedacht, das Haus in einer naturfreundlichen Ruhe vorzufinden, doch das war nicht der Fall. Bevor wir es erreichten, mußten wir einem Lastfahrzeug ausweichen und dabei bis dicht an den Graben heranfahren, damit uns die Zugmaschine mit ihrem Wagen passieren konnte.

Es war hell geworden, und mir fiel auf, daß die Waldarbeiter schon sehr früh auf den Beinen waren.

Suko hatte sich einige Male umgeschaut. »Das ist ja hier richtig romantisch.«

Ich gab ihm recht und wiegelte gleichzeitig ab. »Manchmal kann auch hinter einer romantischen Fassade der Tod lauern.«

»Wenn du meinst.«

Der Wagen hatte uns passiert. Als Erinnerung an ihn hingen noch einige Staubwolken in der Luft, die ansonsten zu dieser morgendlichen Stunde noch würzig und klar roch.

Man hatte uns wieder einen heißen Tag vorhergesagt. Viel zu heiß für den Monat Mai, der bereits in die zweite Hälfte eingegangen war. Die Sonne war strahlend hell aufgegangen.

Wir rollten auf das Haus zu. Der Weg mündete in dem breiten Platz davor, wo wir unser Fahrzeug bequem abstellen konnten. Amos Carr hatte schon auf uns gewartet. Er stand neben einem wuchtigen Baumstumpf, auf dem einige Papiere lagen. Damit sie nicht weggeweht wurden, hatte er sie mit einem Stein beschwert.

Suko war von mir voll und ganz eingeweiht worden. Auch er hatte sich über unseren neuen Fall sehr verwundert gezeigt, ihn aber zunächst kommentarlos hingenommen.

Amos Carr trug jetzt ein dunkelrotes Hemd, dessen Ärmel aufgekrempelt waren. Die Enden seiner Hose hatte er ebenfalls hochgeschoben, damit die Schnürschuhe auch paßten.

Als wir ausgestiegen waren und näher an ihn herankamen, sah ich, wie sein Gesicht durch die dunklen Ringe unter den Augen gezeichnet war. In den Winkeln zeigte sich eine blasse Röte. Dieser Mann hatte nur wenig geschlafen. Seine Schulter hatte er verbunden. Man konnte es durch den Hemdstoff erkennen.

Obwohl er einen festen Händedruck hatte, spürte ich doch, daß er zitterte. »Ich bin froh, daß Sie gekommen sind. Lange hätte ich es kaum ausgehalten.«

Der Mann war fertig. In diesem Zustand hatte ich ihn während unserer ersten Begegnung nicht erlebt.

Ich stellte Suko vor, und Amos Carr lächelte. Dann sagte er: »Der Betrieb geht weiter, das werden Sie ja eben erlebt haben. Zum Glück konnte ich den Forstrat abwimmeln, der unbedingt vorbeikommen wollte. Er hat den Besuch auf die nächste Woche verschoben, und mein direkter Chef, der Förster, hat Urlaub.«

»Dann stört also niemand unsere Kreise?« fragte ich.

»Nein. Abgesehen von den Arbeitern, die ich nicht nach Hause schicken konnte. Man hätte mir den Grund nicht geglaubt. Aber einer von ihnen ist auch nicht gekommen.«

Ich überging das Thema und fragte nach seiner Frau, während sich Suko von uns entfernt hatte und sich zuerst das Haus betrachtete, um sein Interesse anschließend der Blutbuche zuzuwenden, über die er ebenfalls durch mich Bescheid wußte.

»Von Ihrer Frau haben Sie nichts wieder gehört?« erkundigte ich mich noch einmal, obwohl ich das Thema nicht so gern ansprechen wollte.

Carr senkte den Kopf und schüttelte ihn. Für mich war diese Geste Antwort genug.

Dann wollte ich Einzelheiten über das Erscheinen dieses seltsamen Zwerges wissen, und Amos bat uns ins Haus.

In der Küche versammelten wir uns.

Carr streckte seinen gesunden Arm aus und deutete auf die Tischplatte. »Dort, genau dort hat er gestanden, Mr. Sinclair.«

Ich nickte.

»Und ich weiß nicht, woher er kam!«

»Aus dem Wald?« sagte Suko.

»Ja, das ist möglich.«

»Nicht aus der Umgebung der Blutbuche?«

Carr starrte meinen Freund an. »Sie wissen schon darüber Bescheid?«

»John Sinclair informierte mich.«

Amos drehte sich um, damit er durch das offene Fenster schauen konnte. Sein Blick fiel auf die Blutbuche, und er schüttelte sich dabei. Der Anblick hatte wieder die Erinnerung und die Angst in ihm hochgespült. Dann preßte er die Lippen zusammen und schaute zu Boden. Dabei sprach er leise. »Ich werde das Gefühl nicht los, daß alles mit ihm zu tun hat. Nur mit diesem verdammten Baum. Ich hasse ihn. Er ist für mich nichts anderes als ein Unglücksbringer. Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen können, aber wenn Sie einmal in seiner Nähe sind oder sich unter ihn gestellt haben, dann kommt es ihnen

vor, als hätten sie eine andere Welt betreten. Können Sie sich das überhaupt vorstellen?«

Ich nickte. »Das können wir schon, Mr. Carr.«

»Deshalb sollten wir auch nicht länger warten«, schlug Suko vor.

»Ja«, sagte Carr, »ja.« Er strich über seinen Mund. »Mit Ihnen zusammen fühle ich mich sicher.«

Einen Schritt ging er vor, dann drehte er sich scharf um und schaute in unsere Gesichter. »Und wissen Sie was«, flüsterte er schwer atmend. »Ich werde einfach den Eindruck nicht los, daß sich nahe der Buche auch das Grab meiner Frau befindet. Dort hat es nicht nur nach Blut gerochen, ich habe dort auch etwas gefunden. Sie werden es bestimmt sehen.«

»Das glauben wir Ihnen auch.«

Wir verließen das Haus.

Es kam mir schon wärmer vor. Der Wald erinnerte mich an ein grünes Meer und gewaltige Wogen, die aber hier vom Dach der Blätter gebildet wurden.

Die Sonne dampfte die letzte Feuchtigkeit der Nacht vom Boden weg. In weichen Dunstschwaden stiegen sie zwischen den Bäumen hoch und verteilten sich dort.

Fern im Wald ertönte das typische Geräusch einer Motorsäge. Ein normaler Tag, eine normale Arbeit, aber trotzdem umweht von einem grauenvollen Geheimnis.

Ich bin kein Naturkundler, und eine solche Blutbuche hatte ich auch noch nicht gesehen.

Ohne uns abgesprochen zu haben, waren Suko und ich stehengeblieben, denn auch mein Partner war vom Anblick der Blutbuche beeindruckt und fasziniert.

Sie stand da und hatte durch das Sonnenlicht einen goldenen Schimmer bekommen.

Dennoch schaffte es die Helligkeit nicht, die den Baum umgebende Düsternis zu vertreiben. Sie lag wie ein ewiger Schatten über der Krone sowie über den Ästen und Zweigen, die wie die Seiten einer Kuppel dem Boden entgegenhingen.

Deshalb war es uns unmöglich, den Stamm zu sehen. Er verbarg sich irgendwo in der Mitte hinter dem Blattwerk.

»Wie alt ist sie?« fragte Suko.

Amos Carr hob die Schultern. »Fragen Sie mich nicht nach genauen Zahlen. Jahrhunderte würde ich sagen.«

»Manchmal gibt es Geschichten über Bäume«, sprach mein Freund weiter. »Auch hier über diesen?«

»Nein, keine Ahnung. Es gibt Menschen, die ihn als Wunder der Natur bezeichnet haben. Allerdings weigerten wir uns, sie bekannt werden zu lassen. Wenn die Blutbuche einmal abgebildet ist, dann

gibt es hier keine Ruhe mehr. Die Menschen strömen herbei, um den Baum zu besichtigen, und das haben wir nicht gewollt.«

»Wo ich Ihnen voll zustimmen kann, Mr. Carr.«

»Gehen wir?«

Suko und ich hatten nichts dagegen. Nichts wies auf irgendeine Gefahr hin.

Dieser Flecken Erde erinnerte an ein Stück heiler Welt, das in ein Kinderbuch hineintransportiert werden konnte. Es fehlten nur noch die Rehe und Hirsche, die bis an das Haus herankamen, um die Menschen dort zu begrüßen.

Der Eindruck änderte sich, je mehr wir uns dem Ziel näherten. Da verschwand dann die heile Welt, und etwas anderes ergriff von uns Besitz. Ich konnte es nur als eine gewisse Ausstrahlung ansehen, die uns entgegenwehte, die uns nicht gefiel, denn auch Suko runzelte die Stirn, was mich zu einer Frage veranlaßte.

»Kannst du mir etwas erklären?«

»Nein, aber da ist ein Gefühl.«

»Richtig.«

»Spürst du eine Reaktion bei deinem Kreuz?«

Ich schüttelte den Kopf.

Wir waren dicht vor den Zweigen der Blutbuche stehengeblieben. Viele von ihnen, besonders die äußeren, hingen herab wie die einer großen Trauerweide. An einigen Stellen so dicht, daß es uns kaum gelang, durch die Zwischenräume zu schauen. Und wenn, dann fiel unser Blick in eine dichte Finsternis.

»Man kann nicht so einfach an den Stamm herangehen«, sagte Amos Carr. »Sie müssen die Zweige schon zur Seite drücken.«

»Das wollte ich gerade.«

»Gut, Mr. Sinclair.« Er atmete tief durch. Obwohl wir bei ihm waren, verspürte er eine tiefe Angst.

Und wenn ich ehrlich gegen mich selbst war, dann kam auch ich mir verunsichert vor…

***

Er hieß Graham Czisko, stammte aus Polen und hatte das Glück gehabt, nach seiner Flucht einen Job als Waldarbeiter zu finden. Möglicherweise auch deshalb, weil er sich Graham nannte und nicht mehr Andrej, wie es früher der Fall gewesen war.

Aber Graham war sein Lieblingsname gewesen, und er gratulierte sich noch immer dazu, daß er in der Schule Englisch gelernt hatte. Zwar nicht perfekt, aber er konnte sich verständigen. Für seinen Job reichte es aus.

Graham Czisko arbeitete gern im Wald. Auch in seiner Heimat war er in ländlicher Umgebung aufgewachsen, und manchmal, wenn er allein

war, dann stellte er sich vor, nicht in England zu sein, sondern in Polen. Er hatte sich fest vorgenommen, wieder dorthin zurückzukehren, aber dafür mußte er sparen, und so legte er jedes Pfund, das er erübrigen konnte, auf die Seite.

Er hatte das Glück gehabt, bei einem Kollegen ein Zimmer zu bekommen, und er galt als ein sehr ruhiger Mieter. Man konnte sich auf ihn verlassen, und Amos Carr teilte ihn auch für Aufgaben ein, die schon einen gewissen Schwierigkeitsgrad hatten. So sollte er an diesem Tag einen Inspektionsgang durch ein bestimmtes Gebiet machen, um eine Vorauswahl der kranken Bäume zu treffen und sie dann mit harmloser Kreide zu markieren.

Für diese Arbeit brauchte man schon eine gewisse Erfahrung und zudem ein gutes Auge. Graham hoffte, seinen Chef nicht zu enttäuschen.

Er war an diesem Morgen gar nicht erst zu seinen Kollegen gegangen, sondern sofort im Wald verschwunden. Die frühe Zeit in der Natur zu verbringen, liebte er besonders. Da hatte er immer das Gefühl, außer dem Herrgott, dem Wald und ihm selbst gäbe es nichts mehr auf der Welt. Und er freute sich wie ein Kind, wenn er die Tiere des Waldes sah, die zwar scheu waren, ihn aber akzeptiert hatten, wie er meinte.

An diesem Morgen jedoch war seine Welt schon nach kurzer Zeit nicht mehr in Ordnung.

Er konnte den Grund nicht sehen, er war einfach da, und Graham Czisko blieb öfter als gewöhnlich stehen, um sich umzuschauen, wobei er immer wieder den Kopf darüber schüttelte, weil er nichts entdecken konnte.

Was stimmte denn nicht?

Der frühe Morgen hatte das helle Licht gebracht. Es flutete in den Wald hinein, traf aber nicht mit seiner gesamten Breite den Boden, sondern wurde stark gefiltert.

An den besonders feuchten Stellen stiegen Dunstschleier in die Höhe wie feine Tücher. Auch das war nicht ungewöhnlich, es war überhaupt nichts anders geworden, und doch wollte seine Unruhe nicht weichen. Czisko dachte über dieses Problem intensiv nach, er wollte einfach zu einem Ergebnis gelangen, er hatte ja Erfahrung, die Lösung lag ihm auch auf der Zunge, er überlegte nur noch, während er auf der Stelle stehenblieb, sich dabei aber drehte.

Und dann hatte er die Lösung gefunden. Der Gedanke war ihm sehr plötzlich gekommen. Er strahlte förmlich in seinen Kopf hinein, und er wußte Bescheid.

Es waren die Tiere, die fehlten.

Nicht, daß er sie sonst permanent gesehen hätte, aber er hatte sie doch gehört, besonders in der morgendlichen Stille des Waldes. An diesem Tag nicht. Da schienen sich die Tiere zurückgezogen zu haben,

aus welchen Gründen auch immer.
Das war schon seltsam.
Der Arbeiter ging weiter. Er hatte sein Revier noch nicht erreicht. Den Eimer mit der Farbe trug er an der rechten Hand. Auf seinem Rücken hing noch ein Rucksack, in dem er einige Werkzeuge transportierte, aber auch den Proviant und die Feldflasche mit Tee.
Es dauerte nur wenige Minuten, bis er seinen Bereich erreicht hatte. Dabei hatte er sich nicht an die Wege gehalten und war manchmal quer durch das Gelände geschritten.
Ein Baum fiel auf. Seine Rinde sah nicht gut aus. Es war eine Birke, die schief wuchs und sich mit ihren Zweigen in das Geäst der anderen Bäume hineingedrückt hatte, als wollte sie von ihnen gestützt werden. Der Arbeiter ging näher an den Baum heran, denn er wollte den Stamm untersuchen.
Der Boden um die Birke war vermoost. Graham Czisko entdeckte den starken Pilzbefall und legte die hohe Stirn in Falten. Ein Zeichen dafür, daß er sich schon jetzt fragte, ob der Baum noch gerettet werden konnte.
Zu seinen Utensilien, die er immer bei sich trug, zählte unter anderem auch eine Lupe.
Er ließ den Rucksack zu Boden gleiten und fischte die Lupe heraus. Nun schaute er sich gewisse Stellen aus der unmittelbaren Nähe an. Sein Gesicht zeigte dabei einen traurigen Ausdruck. Er wußte, daß der Baum nicht mehr zu retten war. Er mußte gefällt werden. Dies wiederum tat ihm persönlich weh. Mit jedem Baum, der fiel, wurde dem Wald ein Stück Leben entrissen, auch wenn neue Bäume gepflanzt wurden. Die alten Bäume gehörten einfach zum Wald. Für ihn erzählten sie sogar lange Geschichten, auch wenn er sie nur an den Jahresringen ablesen konnte, doch seine Phantasie reichte aus, um sich doch so einiges darunter vorstellen zu können.
Auf einmal waren die Stimmen da!
Graham Czisko rührte sich nicht. Er blieb in seiner geduckten Haltung stehen, lauschte, dachte daran, sich geirrt zu haben und wartete darauf, daß sich die Stimmen, die doch nicht mehr als ein Rascheln oder Flüstern gewesen waren, wiederholten.
Das geschah zum Glück.
Aber waren es überhaupt Stimmen?
Oder bewegte der leichte Morgenwind nur Blätter, die auf dem Boden lagen, so daß er sie raschelnd vor sich herschob?
Der Mann drehte sich um.
Nichts zu sehen.
Die Bäume standen da wie immer. Sonnenlicht tupfte in die Zwischenräume hin. Flirrende Punkte auf dem Boden, ein Muster, das sich durch den gesamten Wald fortsetzte.

Er saugte die würzige Luft ein.
Doch eine Täuschung?
Da bewegte sich vor ihm das Gras. Zuerst glaubte er auch da an eine Folge des Morgenwinds, doch er irrte sich. Das Gras zitterte, weil sich jemand hindurchschlängelte.
Es war kein Tier!
Seine Augen wurden starr, als er die Gestalten sah. Drei insgesamt. Kleine Wesen mit menschlichen, beinahe nackten Körpern. Aber bewaffnet, denn sie hielten Speere, Lanzen oder Schwerter in den Fäusten. Und die Spitzen der Waffen wiesen schräg in die Höhe.
Zwergenkrieger…
Czisko blieb der Atem weg.
So etwas hatte er noch nie gesehen, er hätte auch nie gedacht, daß es diese Wesen gab, obwohl er sich an Geschichten erinnerte, die er aus seiner Kindheit kannte. Da hatten ihm die Eltern oder Großeltern von irgendwelchen Waldwesen berichtet, die darauf warteten, den Menschen zu begegnen.
Aber die gab es doch nur in den Geschichten…
Er beugte sich vor.
Dabei wußte er nicht, ob er Angst haben oder Neugierde zeigen sollte. Wahrscheinlich kam beides zusammen.
Durch das Schrumpfen der Entfernung zu ihnen konnte er die Gesichter deutlicher erkennen.
Sie waren irgendwie alt und schienen zu dieser Größe überhaupt nicht zu passen. Zudem kamen sie ihm böse vor, und in den Augen lauerte ein teuflisches Versprechen.
Czisko dachte an Mord, er dachte an den Tod, und in seinem Hals wurde es trocken.
»Wer seid ihr?« Er hatte die Frage nur geflüstert und bekam auch eine Antwort. Nur anders, als er sie sich vorgestellt hatte. Die drei Gestalten hoben zugleich ihre Arme und damit auch die Lanzen.
Sie zielten genau.
Als der Mann bemerkte, daß die Spitzen auf sein Gesicht gerichtet waren, da konnte er nichts mehr machen, denn die Zeit war vorbei.
Drei Speere zischten ihm entgegen.
Er wollte noch zurück, doch er schaffte es nicht einmal, den drei Treffern die Wucht zu nehmen.
Zwei Speere bohrten sich in sein Gesicht. Einer sogar tief in das rechte Auge.
Davon spürte der arme Mann glücklicherweise nichts mehr, denn der dritte Speer hatte seine Kehle getroffen.
Er war tödlich gewesen!

***

»Mandragoro, John? Hast du das Gefühl, daß Mandragoro hinter diesen Vorgängen stecken könnte?« fragte Suko, als wir diese andere Welt unter der Blutbuche betreten hatten.

Daran hatte ich auch schon gedacht, doch bisher noch keinen Hinweis bekommen. »Ich weiß es nicht.«

»Wer ist Mandragoro?« wollte Amos wissen.

»Später«, erwiderte ich.

Es gab tatsächlich wichtigere Dinge für uns, denn wir mußten uns um die Umgebung dieser Blutbuche kümmern, und das fiel uns nicht ganz leicht. Nicht daß man uns irgendwelche Hindernisse in den Weg gestellt hätte, es war allein die Umgebung, die mich so negativ anmachte, die zwar real war, mir aber trotzdem doppelwandig vorkam, als würde sich zwischen der ersten und der zweiten Wand noch etwas verbergen, das wir um Himmels willen nicht einsehen sollten.

Ein geheimnisvolles Pandämonium, eine Welt in einer anderen Dimension, angefüllt mit allen Schrecken, die sich noch zurückhielten. Es war so düster, daß wir uns gezwungen sahen, die kleinen Lampen einzuschalten. Suko und ich gingen voneinander weg und leuchteten verschiedene Stellen an.

Amos Carr blieb an meiner Seite. »So ist es nie gewesen, Mr. Sinclair«, flüsterte er.

»Wie meinen Sie das?«

»Schauen Sie sich den Boden an. Er ist aufgewühlt, als wäre etwas hervorgekrochen. Da hat sich was in der Tiefe getan, und ich spürte ja auch das leichte Vibrieren.« Er deutete in verschiedene Richtungen. »Da, da und da…«

»Was ist damit?«

»Es sind Wurzeln, Mr. Sinclair, Stränge, die sich erst vor kurzem gebildet haben. In den letzten Tagen sah es hier noch nicht so aus.« Er nickte heftig. »Sie müssen mir glauben.«

»Sie sprachen auch davon, daß die Wurzeln nicht normal wären.«

»Ja, natürlich. Für mich haben sie gelebt. Sie haben sich bewegt wie dünne, helle Schlangen.«

Ich hütete mich, darüber auch nur zu lächeln, denn etwas Ähnliches war auch uns schon widerfahren.

Amos Carr sprach weiter. »Die müssen sich ausgebreitet haben wie ein mörderisches Gespenst.« Er deutete gegen den Boden und schlug mit der Hand einen Kreis. »Hier unten, für uns nicht sichtbar, da liegt das Geheimnis verborgen.«

»Mittlerweile glaube ich auch daran.«

Amos Carr war über meine Antwort froh. »Soll ich Ihnen auch das Blut zeigen, Sir?«

»Nicht mehr nötig«, sagte Suko, der die Worte gehört hatte. »Ich habe

es bereits entdeckt.« Er blieb vor uns stehen, einen Finger ausgestreckt. Auf der Kuppe schimmerte der dunkle Fleck. »Ich habe dort nachgeschaut, was mir beschrieben worden ist. Ich fand das Blut auf einem vorn zugespitzten Pfahl, der in einem Erdwall steckte. Damit kannst du sogar einen Riesenvampir pfählen, John.«

Natürlich konnten wir nicht sagen, ob das Blut von einem Tier oder einem Menschen abstammte.

Wenn es aber Menschenblut war, konnte es durchaus sein, daß es eine bestimmte Person verloren hatte. Ich wollte den Namen Betty nicht aussprechen, doch Amos Carr wußte auch so Bescheid. Er hatte den Kopf gesenkt und hielt seine Hand gegen die Stirn gepreßt, wobei er auch einen Teil seiner Augen verdeckte. Wahrscheinlich quälte ihn der gleiche Gedanke wie mich.

Suko wischte seinen Finger ab. »Und was ist mit dir?«

»Wir waren noch nicht am Stamm. Ich möchte auch sehen, wo sich die Wunde befindet.«

»Okay, kommen Sie mit.«

Amos Carr ging vor. Es war zwar schattig unter dem mächtigen Geäst, aber es herrschte zugleich eine ungewöhnliche Luft. Durchdrungen von einer nach Fäulnis riechenden Kühle, die sich um uns herum zusammenballte. Wer sich hier aufhielt, der mußte eigentlich froh sein, schnell wieder verschwinden zu können.

Bevor wir in die greifbare Nähe des Baumstamms herankamen, mußten wir klettern. Der Untergrund direkt an seiner Grenze war ebenfalls aufgewühlt und noch nicht zusammengesackt. Unsere Füße sanken ein, was bei mir ein unruhiges Gefühl hinterließ, denn ich konnte mir vorstellen, plötzlich aus der Tiefe attackiert zu werden.

Wer immer der Feind auch war und wo immer er auch stecken mochte, er hielt sich zurück.

Amos Carr hatte einen Arm erhoben und umklammerte einen Ast, der ihm als Haltestange diente.

Mit der anderen Hand wies er auf die »Wunde« im Baumstamm.

Der Ausdruck stimmte tatsächlich. An dieser Stelle sah der Stamm aus, als hätte jemand hineingehackt, um ihm Schaden zuzufügen. Mit einem sehr scharfen Gegenstand hatte er der Rinde einen schrägen Schnitt versetzt.

Ich schob mich heran, hütete mich aber, meine Hand in die Wunde zu legen, denn das hatte Carr getan, und den Erfolg konnten wir noch jetzt bei ihm sehen.

Dafür tat sich etwas anderes.

Noch hatte ich keinen Beweis, wer hier die Fäden zog. Unser Verdacht hatte sich zwar gegen Mandragoro gerichtet, aber unterschreiben wollte ich das nicht.

Ich holte mein Kreuz hervor.

Auch als ich es nahe an den Baumstamm herangebracht hatte, zeigte es noch keine Reaktion. Wenn eine Magie vorhanden war, strahlte sie zumindest nicht ab.

Das allerdings änderte sich sehr bald. Kaum hatte ich das Kreuz in die Wunde hineingesteckt, da kam es zu einer Reaktion. Sie begann bei meinem Talisman.

Von der Wunde aus flutete plötzlich grünes Licht über das Kreuz. Sehr intensiv, zuckend und schnell, denn es erreichte sogar meinen Handrücken, bevor es verlief.

Auch die Wunde bewegte sich. War sie bisher noch starr gewesen, so verdünnte sie sich an den Rändern. Dort wurde sie weicher, öliger, drückte sich zusammen, warf Blasen, die zerplatzten und aufzischten. Die Flüssigkeit vermehrte sich, quoll hoch, füllte die Wunde völlig aus und rann wie dicker Sirup am Stamm entlang nach unten.

Suko hatte nur zugeschaut und das grüne Leuchten auf meinem Kreuz mit einem Nicken registriert.

Wir wußten jetzt beide, mit welcher Magie wir es zu tun hatten, nämlich mit der des geheimnisvollen Druidenlandes Aibon, für die einen ein Paradies, für die anderen das Fegefeuer, in dem sich nach dem großen Kampf zwischen Gut und Böse einige Engel und Halbengel gesammelt hatten.

Aber auch das Land, das aus zwei Hälften bestand.

Hier das Gute, dort das Böse, und dessen Anführer hieß Guywano. Er war immer für eine schreckliche Überraschung gut, das hatten wir oft genug erlebt.

»Aibon also«, murmelte ich.

»Was sagten Sie, Mr. Sinclair?«

Ich lächelte Amos Carr an. »Keine Sorge, wir wissen jetzt, woher diese Kraft kommt.«

Er wollte es nicht glauben und schnappte nach Luft. »Das… das kann ich nicht fassen.«

»Keine Sorge, wir…«

Er ließ mich nicht ausreden. »Moment mal, dann wissen Sie ja auch, woher dieses Wesen kommt.«

»Das kann man sagen.«

Er wollte nicht weiter nachfragen, sondern fragte, ob wir es auch schaffen konnten, ihn zu stellen.

»Mal sehen.«

»Haben Sie denn keine anderen Pläne? Ich habe schon daran gedacht, den Baum zu fällen. So schwer es mir auch fällt, aber von hier geht etwas Unheimliches, etwas Böses aus, für das ich keine Erklärung finde. Er muß sterben.«

»Wahrscheinlich haben Sie recht«, sagte ich. »Aber das werden nicht Sie, sondern wir übernehmen. Außerdem muß das gesamte

Wurzelwerk herausgerissen werden, und dabei können uns noch einige Überraschungen ins Haus stehen, denke ich mal.«

Zum erstenmal, seit wir dieses Gebiet betreten hatten, zeigte das Gesicht des Mannes ein Lächeln.

»Ich bin froh, daß Sie auf meiner Seite stehen und möchte…«

Was er wollte, konnte er nicht mehr sagen, denn wir hörten ein regelrechtes Geschrei, das sich aus zahlreichen Männerstimmen zusammensetzte. Hinzu kam, daß jemand nach dem Chef rief.

»Das sind meine Leute!« flüsterte Carr und schaute uns an. »Die sind ja wie von Sinnen. Ob da etwas passiert ist?«

»Los, wir müssen nachsehen.« Ich drückte den Mann herum. Jetzt rannten wir und sahen zu, daß wir so schnell wie möglich aus dieser Insel hervortauchten.

Carrs Arbeiter hatten sich auf dem Platz vor dem Haus versammelt und eine Runde gebildet. Sie umstanden irgend etwas, das wir nicht erkennen konnten. Einer war dabei, ins Haus zu laufen, aber Carrs Ruf hielt ihn zurück.

Daraufhin drehten sich auch die anderen um.

Sie sahen uns, und wie auf einen geheimen Befehl hin traten sie zur Seite.

Unser Sichtfeld lag jetzt offen.

Wir sahen den Mann, den sie hergebracht hatten und mit dem Rücken auf den Boden gelegt hatten.

Er war tot.

In seinem Hals und dem Gesicht steckten drei Speere!

***

Wir erlebten wieder diesen Augenblick, wo die Zeit nicht mehr relevant war und stillzustehen schien. Wir waren blitzschnell und brutal mit dem Tod konfrontiert worden, und zwar einem Tod, der unnatürlich und hinterrücks zugeschlagen hatte.

Nicht nur die Arbeiter waren kalkbleich geworden, auch Amos Carr hatte sämtliche Farbe aus seinem Gesicht verloren. Er war zur Statue geworden, und wir ahnten beide, was in seinem Kopf vorging.

»Wer ist der Mann?« fragte Suko leise.

»Graham Czisko. Er hat heute morgen gefehlt. Erst jetzt fällt mir ein, daß er in einen bestimmten Teil des Waldes gehen wollte, um sich dort gewisse Bäume anzuschauen.«

»Sie kennen die Speere?«

Er nickte. »Es sind die gleichen wie bei mir. Nur haben sie ihn getötet. Der arme Czisko…«

Auch die anderen Kollegen schwiegen betreten. Manche hatten ihre Köpfe zur Seite gedreht und schluckten. Einer, der sich noch relativ gut hielt und häufig durch sein rotblondes Haar strich, wurde von mir

angesprochen.
»Sie haben ihn wo gefunden?«
»Nicht weit von hier.« Er beschrieb mir den Ort, doch damit konnte ich nichts anfangen.
Ich wollte wissen, ob ihm etwas aufgefallen war, aber er schüttelte den Kopf und sprach auch für die anderen, denn sie alle hatten nichts gesehen. »Von uns will vorerst keiner mehr in den Wald zurück«, flüsterte er.
Das konnten wir verstehen.
»Wir werden die Leiche ins Haus tragen«, sagte Suko und wandte sich an die Arbeiter. »Sie können Feierabend machen, denn um den Mann und um die Aufklärung des Falles kümmern wir uns.«
Sie gingen.
Wir blieben noch zurück. Amos Carr hatte seinen Rücken gestreckt und den Kopf in den Nacken gelegt. Er starrte gegen den Himmel, holte tief Luft und flüsterte immer wieder: »Ich begreife es nicht, ich begreife es wirklich nicht. Erst ist meine Frau verschwunden, jetzt legt man uns den Toten hier vor die Tür. Was geht denn hier vor? Ich kriege es nicht mehr in die Reihe.«
»Lassen Sie uns ins Haus gehen«, sagte ich. »Dann sehen wir weiter. Jedenfalls gehe ich davon aus, daß dieser Mann nicht nur von einer Gestalt angegriffen worden ist.«
»Dann gibt es also mehrere!«
Ich nickte Amos Carr zu. »Hatten Sie angenommen, es wäre bei einem geblieben?«
»Irgendwo schon. Oder zumindest gehofft.«
Ich schaute zu der Blutbuche, bevor ich mich bückte, um nach den Beinen der Leiche zu fassen.
Wie harmlos stand dieser mächtige Baum dort. Seine Blätter bewegten sich im leichten Wind, ohne jedoch zu rascheln. Sie blieben stumm.
Suko umfaßte den Toten an der Schulter. Gemeinsam trugen wir ihn ins Haus. Es gab dort einen kleinen Raum, zu dem uns Amos Carr führte und die Tür öffnete.
In dem Raum standen Pflanzen, es lag auch Werkzeug herum und leere Kisten waren ebenfalls vorhanden.
»Hier ist… ahhhh…«
Grell schrie Amos auf. Dann wich er zurück, fiel gegen die Wand und weinte.
Diesmal sahen wir den Grund sehr schnell.
In einer der Kisten lag sein Hund. Es war ein Dackel.
Tot - in seinen Augen steckten zwei Speere. Und ein dritter war ihm in die Kehle geschossen worden.
Genau wie bei Graham Czisko!

***

Amos Carr bekam es wirklich knüppeldick. Er konnte sich fühlen wie jemand, der bewußt auf die Folterliste gesetzt worden war, um nach einer Weile erst richtig getötet zu werden.

Sein Hund war nicht dagewesen, das wußte ich. Zudem hatte ich darüber nicht nachgedacht, und auch Carr hatte nicht mehr davon gesprochen. Er ging weg, den Kopf gesenkt, erschüttert.

Mir tat das Tier auch leid, doch ich stellte mir nun die Frage, wo wir Betty Carr finden konnten. Daß sie lebte, damit rechnete ich schon nicht mehr.

Den Toten legten wir neben die Kiste mit dem ermordeten Hund. Wir hätten jetzt die Kollegen anrufen müssen, damit die Leiche abtransportiert werden konnte, das verschoben wir auf später. Ich hatte einfach das Gefühl, keine Zeit mehr verlieren zu dürfen. Urplötzlich kam alles zusammen, und ich war auch froh, so früh gestartet zu sein.

Im Flur hielt mich Suko fest. Seinem Gesicht sah ich an, daß ihn etwas bedrückte und daß er nicht unbedingt vor Amos Carr sprechen wollte. »Hast du schon nachgedacht, Alter?«

»Das mache ich öfter.«

»Keine Witze jetzt. Ich dachte mehr an den Toten. Er ist von drei Speeren erwischt worden. Was könnte uns das denn sagen?«

Ich spreizte drei Finger ab. »Drei Pfeile oder Speere, drei Gegner. Alles klar?«

»Das meine ich auch.« Suko blickte auf die Tür des Totenraums. »Hinzu kommt der Hund. Ihn haben wir im Haus gefunden. Ebenfalls von drei Lanzen erwischt. Müßten wir davon ausgehen, daß sich unsere kleinen Feinde Eintritt verschafft haben?«

Ich schaute ihn an. Sein Gesicht zeigte Sorge. An diese Möglichkeit hatte ich tatsächlich noch nicht gedacht. Ich wischte über meine Stirn und schluckte.

»Einverstanden?« fragte Suko.

»Ja, ich glaube schon.«

»Und jetzt?«

Ich hob die Schultern. »Entweder durchsuchen wir das Haus oder nehmen uns die Blutbuche vor.«

Suko überlegte. »Wäre nicht schlecht, aber ich weiß was Besseres, John.«

»Tatsächlich?«

»Einer von uns nimmt sich die Blutbuche und deren unmittelbare Umgebung vor. Der andere bleibt im Haus zusammen mit Amos Carr. Ich glaube nicht, daß er freiwillig von hier verschwinden wird. Der hält durch, der will auch wissen, was mit seiner Frau geschehen ist. Kann ich mit dir rechnen?«

Ich nickte. »Fragt sich nur, wer zum Baum geht?«
»Den Job überlasse ich ausnahmsweise mal dir.«
»Warum diese Großzügigkeit?«
»Ich jage gern Zwerge. Außerdem hast du deinen Aibon-Indikator, das Kreuz.«
Das Argument war stichhaltig. »Okay, Suko, reden wir mit Amos Carr.«
Den fanden wir in der Küche. Er saß am Tisch und putzte seine Nase. Als wir eintraten, hob er den Blick. Dann drückte er seine Finger gegen die Augen, ließ die Hände sinken und schüttelte den Kopf. Er schaute auf den festgebackenen Schlamm an seiner Handfläche und fluchte leise vor sich hin.
Schließlich hatte er sich soweit gefangen, um eine Frage stellen zu können. »Wie soll das noch weitergehen? Verflucht! Wann bin ich an der Reihe? Das kann ich mir doch an fünf Fingern abzählen, daß man auch mich erwischen will.«
»Danach sieht es aus«, gab Suko zu, holte einen Stuhl heran und setzte sich.
Carr schaute ihn erstaunt an. »Und das… das sagen Sie mir so einfach ins Gesicht?«
Suko lächelte. »Warum nicht? Denken Sie nach, Mr. Carr. Wir haben die Gefahr erkannt, und wir werden uns ihr stellen. Ich bin davon überzeugt, daß wir es schaffen.«
»Meinen Sie?«
»Immer.«
Amos Carr beugte sich vor. »Die kleinen Killer sind überall. Nichts kann sie aufhalten. Sie finden jede Lücke. Man kann sie nicht entdecken, wenn sie ins Haus hineinhuschen.«
»Das ist richtig, Mr. Carr.«
Er ballte seine Hände zu Fäusten. »Und das sagen Sie so einfach, als sei gar nichts passiert?«
»Mr. Carr, auch wir haben uns Gedanken gemacht. Wir werden in der Nähe bleiben. Mein Partner kümmert sich um die Blutbuche, ich aber bleibe bei Ihnen hier im Haus, und hier werden wir gemeinsam auf die kleinen Killer warten.«
Amos Carr sagte zunächst einmal nichts. Es war ihm anzusehen, wie er nachdachte. Schließlich stand er auf, ging zum Küchenschrank und erklärte, daß er erst einmal einen Schnaps brauchte. Aus dem Schrank holte er eine helle Flasche hervor. Wir nahmen den leichten Gin-Geruch wahr, nachdem er den Korken abgezogen hatte. Er bot uns zwar einen Schluck an, aber wir lehnten ab. Neben sich stellte er die Flasche auf den Tisch und umklammerte sie mit der linken Hand.
»Wollen Sie tatsächlich allein zur Blutbuche gehen, Mr. Sinclair?«
»Das hatte ich eigentlich vor.«

Er senkte den Blick. »Sie wissen, wie gefährlich es ist.«

»Natürlich, Mr. Carr. Wenn noch irgend etwas ist, vor dem Sie mich warnen möchten, dann tun Sie es bitte jetzt. Später kann es auch für mich zu spät sein.«

»Das stimmt.« Er überlegte, strich über seine Stirn, schaute zum Fenster, und Suko schielte hin und wieder zur Tür. Er wollte sofort Bescheid wissen, wenn ungebetene Gäste das Haus betraten.

»Nun?«

Carr schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Sinclair, wirklich nicht. Ich wüßte nicht, was es da noch zu sagen, zu warnen oder zu erklären gäbe. Es ist alles in Ordnung.«

»Danke sehr, das wollte ich wissen.«

»Und trotzdem kann es lebensgefährlich sein. Ich glaube fest daran, daß Betty…«, er fing an zu schluchzen, »in den tödlichen Bann des Baumes geraten ist.«

Dazu gab ich keinen Kommentar. Dafür stand ich auf und nickte Suko zu. »Du weißt Bescheid.«

»Eben.« Er grinste. »Und laß dich nicht von irgendwelchen kleinen Lanzen erwischen.«

»Dito.«

Ich ging davon und wußte, daß mir zwei Augenpaare nachschauten.

***

Die Arbeiter waren dem Vorschlag gefolgt und hatten sich auf den Weg nach Hause gemacht. Ich stand allein auf dem Platz. Wobei ich noch immer nicht fassen konnte, daß das Grauen so brutal und vernichtend in diese friedliche Umgebung eingeschlagen hatte. Es war einfach nicht zu stoppen gewesen und hatte das rätselhafte Land Aibon verlassen, was mich wiederum sehr nachdenklich machte, denn die kleinen Killer konnten nur zu Guywanos Umgebung gehören.

Er war der Herrscher des bösen Teils, er kam immer wieder mit neuen Tricks heraus und schaffte es auch, uns stets böse zu überraschen.

Vor mir stand der Baum.

Obwohl ich ihn schon einmal sehr genau betrachtet hatte, kam er mir noch immer überraschend monströs vor. Eine mächtige Kuppel, die wie ein Wächter am Waldrand stand und den anderen Bäumen Licht wegnahm. Er machte ihre Existenz nicht eben leichter. In diesem besonderen Fall kam er mir wie der Herrscher des Waldes vor.

Ich ging relativ langsam auf ihn zu. Leicht bewegten sich seine Blätter. Sie zitterten. Ihre Oberflächen hatten durch das Sonnenlicht einen spiegelhaften Glanz bekommen, aber ich wußte auch, daß dahinter die gefährliche Düsternis lauerte, um all die Personen zu verschlingen, die dem Baum feindlich gegenüberstanden.

Ich ließ mir Zeit, beobachtete die Umgebung, denn die kleinen Killer konnten auch hier lauern.

Sie waren nicht da.

Dann stand ich vor der Blutbuche, faßte einen Zweig an, auch mehrere Blätter, und ich hatte das Gefühl, den Saft aus ihnen herausquetschen zu können, so fleischig fühlten sie sich an.

Ich erweiterte den Spalt, duckte mich und glitt wieder in die fremde Welt unter dem Baum hinein.

Keinen Schritt mehr weiter. Ich zwinkerte, weil ich mich an die Düsternis und die faulig und feucht riechende Luft gewöhnen mußte. Täuschte ich mich, oder war der Blutgeruch stärker geworden?

Keine Ahnung, es konnte auch Einbildung sein.

Nur ein wenig Sonnenlicht erreichte den Boden. Es hinterließ dort talergroße Flecken, die sich zitternd bewegten, wenn der Wind durch das Blattwerk strich.

Der Vergleich mit einer Höhle oder einem Tunnel war mir ebenfalls in den Sinn gekommen, denn anders roch die Luft in diesen alten modrigen Gängen auch nicht.

Dunkel war der Untergrund. Gleichzeitig aber gab es genügend helle Wurzelstränge der unterschiedlichsten Größe, die sich aus der Tiefe hervorgedrückt hatten und wie lauernd im Erdboden steckten, als warteten sie darauf, jeden Augenblick lebendig zu werden. Damit rechnete ich sogar.

So etwas wäre mir nicht zum erstenmal widerfahren, und ich dachte dabei natürlich an Mandragoro, den mächtigen Umwelt-Dämon.

Er spielte wohl keine Rolle, sondern das rätselhafte Land Aibon, das wieder einmal seine Fühler bis in diese Welt hinein ausgestreckt hatte.

Bestimmt würde ich das Rätsel irgendwann lösen. Ob ich dann in der Lage war, diese Dinge weiterzugeben, das stand in den Sternen. Sicher konnte ich mich hier nicht fühlen.

Mein Ziel war der Baumstamm. Ich ging einfach davon aus, daß sich bei ihm oder in seiner unmittelbaren Nähe das Zentrum der magischen Aibonkraft befand.

Natürlich mußte es ein Motiv dafür geben, weshalb sich Aibon wieder einmal gezeigt hatte. Oder war die Blutbuche ein Weg in diese Welt gewesen? Zählte sie zu den transzendentalen Toren, die sich öffneten, um Überlappungszonen zwischen Magie und Nichtmagie zu schaffen?

Ich wußte es noch nicht, holte mein Kreuz hervor, ließ es auf der flachen Hand liegen und blickte nachdenklich gegen das Metall, bei dem sich nichts tat.

Kein grüner Schimmer, kein Leuchten. Matt und schwer lag es auf meiner Handfläche.

Ich erreichte den Stamm ohne Zwischenfälle. Dabei dachte ich an

seine »Wunde«.

Wer hatte sie geschlagen? Wieso klaffte dort der Riß? Da mußte es eine Erklärung dafür geben, doch eine Antwort würde mir der Baum selbst nicht geben.

In der unmittelbaren Nähe des Stammes konzentrierte sich die Dunkelheit am stärksten. Um hier etwas erkennen zu können, vertraute ich auf das Licht meiner Leuchte.

Zuerst schaute ich mir die »Wunde« an.

Sie war wieder zugewachsen. Nur eine Erhöhung auf der Rinde zeugte davon, daß an dieser bewußten Stelle einmal etwas gewesen war. Ich tastete auch weitere Flecken ab, suchte nach Wunden, nach Einschnitten, doch da war nichts.

Ein völlig normaler Baumstamm.

Mir schien es, als hätte er sich gegen mich gesperrt, in sein Inneres zurückgezogen, denn auch dieser Gegenstand konnte durchaus eine Seele haben.

Ich trat wieder zurück.

Der aufgewühlte Boden war sehr weich. An machen Stellen umfing er meine Füße wie Schlamm.

Dazwischen bildeten die Stränge des Wurzelwerks den bizarren Verlauf irgendwelcher Adern, die sich auch immer wieder veränderten, wenn ich den Worten Amos Carrs Glauben schenken durfte.

Er hatte davon berichtet, daß sich die Wurzeln von allein bewegt hatten. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß es seiner Phantasie entsprungen war. Hier an dieser geheimnisvollen Blutbuche existierte eine Kraft, die mir eine Gänsehaut über den Rücken laufen ließ.

Ich hörte plötzlich das Zischen.

Zuerst war es so leise, daß ich es kaum wahrnehmen konnte und mich schon sehr darauf konzentrieren mußte. Ich suchte nach einem Vergleich und kam zu dem Entschluß, daß in meiner Nähe durchaus ein Ballon stehen konnte, aus dessen Öffnung Luft entwich.

Zu sehen war nichts.

Das Zischen aber blieb.

Es verlor nur seine Gleichmäßigkeit und wirkte plötzlich abgehackt, manchmal auch unterbrochen, so daß für mich nur eine Lösung in Frage kam.

Stimmen!

Wispernde Stimmen aus dem Unsichtbaren. Vielleicht an der Grenze zwischen Aibon und der normalen Welt. Dort lauerten sie, dort warteten sie darauf, die Grenze überspringen zu können.

Ich ging nach vorn, blieb wieder stehen und schaute mich um. Zu hören waren sie, doch diejenigen, die so direkt flüsterten, entdeckte ich nicht.

Ich hatte jedoch festgestellt, daß sie aus einer bestimmten Richtung kamen.

Vor mir.

Und dort befand sich der Baumstamm.

Er ragte wie ein Schattenriß aus der Düsternis hoch, um später in das Geäst mit den zahlreichen Blättern überzugehen. Aber der dunkle Schatten verschwand allmählich, denn ein geheimnisvolles Leuchten drang aus dem Boden.

Auch mich hatte dieses Leuchten überrascht. Ich spürte plötzlich, wie mein Herz schneller schlug.

Es rauschte in den Blättern. Der Windstoß war diesmal von innen her gekommen und wie ein warmer Hauch an meinem Körper hochgefahren.

Ich fror…

Nahe, sie waren nahe. Die Auflösung des Rätsels stand dicht bevor. Nur Sekunden, dann mußte es einfach soweit sein.

Der Stamm und seine Umgebung zeigten eine silbriggrüne Aura. Die Stimmen waren ebenfalls geblieben und hatten sich verstärkt. Es war kein Nebel, der den Stamm umwehte, auch wenn er mir im ersten Moment so vorkam. Es war einfach das Licht, das auch einem Vorhang gleichkam, den jemand zur Seite gezerrt hatte, um mir freie Sicht zu geben.

Ich war der Beobachter, der einige Schritte entfernt stand und nun erlebte, wie sich das Tor zu einer anderen Welt öffnete. Aus dem Unsichtbaren hervor hatten sich die Bilder gelöst und sich dabei zu einer großen Szenerie zusammengeballt.

Es entstand ein magisches Bühnenbild aus einer anderen Welt, dem geheimnisvollen Aibon.

Eine Szene.

Die Schlüsselszene überhaupt, denn mir wurde der Beweis dafür geliefert, daß sich Amos Carr bei seinen Beobachtungen keinesfalls getäuscht hatte.

Die geheimnisvollen Zwerge waren da!

***

Amos Carr schaute Suko an. In seinen Augenwinkeln schimmerte noch das Tränenwasser. »Wie lange sollen Sie hier in der Küche eigentlich hocken bleiben?«

»Ich weiß es nicht. Aber hier sind wir sicher.«

»Tatsächlich?« höhnte Carr.

»Dieser Raum ist überschaubar, Mr. Carr, und darauf kommt es doch letztendlich an. Ich habe keine Lust, mich von den kleinen Teufeln überraschen zu lassen.«

Carr blickte gegen die Decke. Dann fing er an zu lachen. Ein hohes

schrilles Kichern strömte über seine Lippen, und mit der veränderten flachen Hand schlug er auf die Tischplatte.

»Was finden Sie denn so lustig?«

Carrs Lachen verstummte. »Will ich Ihnen sagen, Inspektor.« Er wies mit dem Zeigefinger auf Suko. »Das will ich Ihnen genau sagen. Ich finde es einfach gut, daß Sie mir glauben. Ja, ja, Sie glauben mir den verdammten Kram.«

Suko zeigte sich irritiert. Der Mann ihm gegenüber hatte so gesprochen, als wäre das nicht wahr gewesen. »Hören Sie, Mr. Carr. Sollte ich Ihnen denn nicht glauben?«

»Doch, doch, das schon. Ja, Sie sollten mir glauben. Ich habe sie auch gesehen, aber andere hätten das nicht getan. Die hätten mich für einen verdammten Idioten gehalten.«

»Möglich.«

Carr nickte. Sein Gesicht verschloß sich. »Und jetzt sitzen wir hier und warten darauf, daß etwas passiert. Anstatt loszugehen und dafür zu sorgen, daß ich meine Frau wiederfinde. Das ist es doch, was mich so fertigmacht. Betty ist verschwunden. Sie… sie kehrte einfach nicht mehr zurück. Ich ging, kam wieder hierher und fand sie nicht.« Er schaute gegen das Fenster und flüsterte: »Ob sie im Wald ist? Ob die verfluchten kleinen Killer mit ihr das gleiche gemacht haben, was sie auch mit Graham Czisko taten? Was meinen Sie, Inspektor? Sagen sie mir die ganze verfluchte Wahrheit.«

»Ich kenne sie nicht.«

»Aber Sie müssen sich doch etwas vorgestellt haben.«

»Das ist möglich.«

»Na also. Glauben Sie, daß meine Frau tot ist, oder glauben Sie es nicht, Suko?«

»Solange ihre Leiche noch nicht gefunden ist, glaube ich einfach gar nichts.«

Carr wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er benutzte dazu sein Taschentuch. »Sie reden nur, Inspektor. Sie reden einfach um den heißen Brei herum, weil Sie mir nichts sagen wollen. Ich bin davon überzeugt, daß Sie es längst wissen.«

»Woher denn?«

Auf diese konkrete Frage wußte Carr auch keine Antwort. Er schob noch im Sitzen seinen Stuhl zurück. Ein Zeichen, daß er aufstehen wollte. Mit einer ruckartigen Bewegung drückte er sich in die Höhe.

Suko ahnte, was der Mann vorhatte und wollte wissen, wie es bei ihm weiterging.

Carr schüttelte nur den Kopf. Mit wuchtigen Schritten ging er an Suko vorbei und steuerte die Tür an. »Bleiben Sie stehen!«

Carr kümmerte sich nicht um den Ruf. Er riß die Tür auf, als Suko ebenfalls hochschwang. Carr lief in den Flur, wo er mit lauter Stimme

nach seiner Frau rief.

Es war ein verzweifelter Schrei, der durch das schmale Haus gellte. Mehr ein Ruf nach Leben und gleichzeitig eine Bitte um Antwort.

Sie blieb aus.

Der Schrei verhallte.

Suko hatte seinen Platz an der Küchentür gefunden. Er ging auch nicht mehr weiter, denn Amos Carr stand im Flur, eine Hand auf das Geländer gelegt, den Kopf gesenkt, leise schluckend und nach Betty jammernd. Er blickte dabei die schmale Treppe hoch, als könnte sie dort jeden Moment erscheinen. An die kleinen Killer dachte er nicht mehr und auch nicht an seine eigene Sicherheit.

Aber Betty erschien nicht. Sie blieb verschwunden, sie war nicht mehr in der Lage, auch nur einen Schritt zu tun. Das sah auch allmählich Amos Carr ein. Seine letzte Reaktion war nur ein noch verzweifeltes Aufbäumen gewesen, ein sich Anstemmen gegen das Unwiderrufliche, und sein Schluchzen drang an Sukos Ohren.

Er ging auf den Mann zu, berührte ihn.

Carr zuckte zusammen. »Lassen Sie mich, Inspektor. Lassen Sie mich in Ruhe.«

Suko trat zurück.

Carr holte tief Luft. Er war ein gebrochener Mann. Sich noch immer am Geländer abstützend, drehte er sich schwerfällig um. Seine Lippen zuckten, der Mund zeigte einen verkniffenen Ausdruck, die Augen schwammen in Tränen, der Blick wirkte trotzdem leer. Diesmal schlurfte er an Suko vorbei in die Küche.

Der Inspektor ließ ihn gehen. Er inspizierte noch den Hausflur, ohne jedoch einen der kleinen Feinde zu sehen. Wenn sie im Haus waren, hielten sie sich gut versteckt und warteten möglicherweise auf ihre große Chance.

Suko hörte, daß Carr den Stuhl zurechtschob und sich wieder an den Tisch setzte.

Er blieb noch im Flur.

Seine Blicke glitten die Stufen der schmalen Treppe hoch. Dicht vor deren Ende befand sich links in der Hauswand ein Fenster, durch das Tageslicht strömte und auch die Stufen erfaßte. Dort schimmerte ein dünner Staubfilm, auf dem sich allerdings keine Spuren abzeichneten. Die Treppe waren die kleinen Killer also nicht heruntergekommen.

Ob das Haus einen Keller hatte, war dem Inspektor nicht bekannt. Er nahm sich vor, Amos Carr danach zu fragen und wollte wieder zurück in die Küche schlendern, als er von dort ein schreckliches Stöhnen hörte. Es war ein Geräusch, das den Alarmpegel in ihm hochschnellen ließ, und er beschleunigte seine Schritte, so daß er beinahe in den Küchenraum hineinflog. Natürlich rechnete er damit, die kleinen Killer zu sehen, die Amos Carr erschreckt hatten.

Das stimmte nicht.
Er sah nur ihn.
Carr saß am Tisch und hatte dieselbe Haltung eingenommen wie vor dem Verlassen der Küche. Sein rechter Arm war angewinkelt, nur hatte er ihn gedreht, so daß die veränderte Handfläche nach oben zeigte. Die Finger waren leicht gekrümmt, überhaupt wirkte die Hand so, als hätte der Mann versucht, sie zu einer Faust zu schließen, es aber nicht ganz geschafft.
Er schaute Suko mit einem verzweifelten Blick an, dem der Inspektor auswich, denn er suchte nach der Ursache für den Schrei des Mannes und dachte natürlich sofort an die Mordwesen.
Sie waren nicht da.
Er schaute wieder auf den Mann.
Amos Carr zuckte.
Das begann mit seinem Körper, dann rann es durch den rechten Arm, den er zurückzog.
Alles normal.
Bis auf eine furchtbare Tatsache.
Die Hand, die auch zum Arm gehört, blieb auf der Tischplatte liegen!

***

Vor mir hatte sich die andere Welt tatsächlich wie eine märchenhafte Bühnendekoration ausgebreitet, und ich war so überrascht, daß ich zunächst nichts tun, sondern nur dastehen und zuschauen konnte.
Es war ein märchenhaftes Bild, beleuchtet von einem geheimnisvollen silbriggrünen Schein, der die Akteure wie übergroße Krippenfiguren aus der Finsternis nahe des Baumstamms herausholte.
Über mir raschelte es im Blattwerk der Blutbuche, als wollten die Blätter Beifall klatschen oder die geheimnisvolle Szene mit ihrer speziellen Musik untermalen.
Ich sah Männer und Frauen.
Krieger und Mönche. Wenigstens wirkten zwei Gestalten so, denn sie trugen lange Kutten. Die Krieger erinnerten mich an verkleinerte Schwarzeneggers. Ihre Körper wirkten durchtrainiert und waren zudem muskelbepackt. Jetzt sah ich auch ihre Waffen. Speere, Lanzen und Schwerter, alles klein, aber trotzdem gefährlich, das stand für mich fest.
Ich sah auch einen Altar, auf dem eine unbekleidete kleine Frau lag. Ihre untere Körperhälfte war durch ein Tuch verdeckt worden. Neben dem Altar brannte ein Feuer. Die Flammen zuckten aus einem breiten Trog und verloren sich unter dem Blattwerk der Blutbuche.
Dicht hinter dem Altar begann ein schmaler Hang. Er war steinig und endete auf einem schmalen Grat, wo zwei Krieger warteten, zwischen denen eine dunkelhaarige Frau stand, die auf mich den Eindruck einer

Gefangenen machte.

Jenseits des Grats wuchsen krüpplige Bäume mit knorrigen Ästen und nur wenig Laub.

Ich hatte das Gefühl, als wäre dieses Bild in die Umgebung hineingeschoben worden. Es erinnerte mich an ein Hologramm, an ein dreidimensionales Bild, das man mir als einzigem Zuschauer präsentierte. Mit der eigentlichen Blutbuche hatte es kaum etwas zu tun.

Keine der Gestalten bewegte sich. Sie alle wirkten tatsächlich wie Figuren, die jemand abgestellt und vergessen hatte.

War das ein Stück Aibon?

Bestimmt. Nur vermißte ich die wunderschöne Landschaft, das herrliche Grün, die einzigartige Luft, die so sauber war und so wunderbar schmeckte.

Wenn ich hier gegen Aibon schaute, gegen einen Ausschnitt, dann mußte dieser Ausschnitt aus dem anderen Teil stammen.

Aus Guywanos Reich.

Ob man mich bereits gesehen hatte, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls reagierte keines der kleinen Wesen auf meine Nähe, bei ihnen lief genau ihr Part ab.

Sie bewegten sich.

Jeder verließ seinen Platz.

Ich hörte dabei keinen Laut, und einer der Krieger ging auf die halbnackte Frau zu. Er veränderte die Lage seiner Lanze, kippte sie nach vorn. Diese Bewegung konnte nur bedeuten, daß die halbnackte Frau auf dem Steinaltar getötet werden sollte.

Das mußte ich verhindern.

Der Krieger senkte bereits die Lanze.

Ich ging einen Schritt nach vorn.

Sofort befand ich mich inmitten der Szene, und ich spürte auch die andere Magie, die gegen mich floß. Es war ein Kribbeln, das meine Adern erfaßte, das seinen Weg durch die Knochen fand. Ich hatte das Kreuz hervorgeholt und sah es eingehüllt vom grünen Licht des Landes Aibon. Ich war in die Szene hereingetreten wie ein Riese und hätte die Krieger eigentlich erschrecken müssen.

Das aber geschah nicht.

Plötzlich waren sie so groß wie ich. Waren sie gewachsen, oder hatte ich mich verkleinert?

Ich glaubte eher an die letzte Möglichkeit. Wenn die zutraf, dann hatte ich es mit einer verdammten Übermacht zu tun, und meine Chancen waren rapide gesunken.

Darüber nachzudenken, ließ man mir nicht die Zeit, denn der Krieger mit der Lanze wollte die auf dem Altar liegende Frau unbedingt umbringen. Ich hatte nicht einmal das Gesicht des Opfers erkennen

können, nur stand ich nahe genug, um den Mord zu verhindern.
Ich fiel dem Krieger in den Arm!
Er war so groß wie ich. Wahrscheinlich war er auch kräftiger, doch die Überraschung hatte ich auf meiner Seite. Ich bog seinen rechten Arm nach hinten, hörte einen leisen Schrei, dann ein Knacken, im nächsten Augenblick ließ er die Lanze fallen.
Ich bückte mich, hob sie auf, kam aber noch nicht wieder hoch, sondern rollte mich zur Seite.
Dann erst schnellte ich hoch, dachte dabei an meine Beretta und zog die Waffe.
Sie standen da, um mich anzugreifen, aber sie taten es nicht, denn der Mann mit der Kapuze hatte den rechten Arm gehoben. Er war so etwas wie der Boß, die anderen gehorchten ihm, und er zeigte auch keine Furcht, denn er kam auf mich zu.
Ich zielte auf seine Stirn.
Er blieb stehen.
Sein Gesicht lag im Schatten der Kapuze. Es war aber dunkler als das eines Menschen. Ich sah seinen Mund nicht, als er sprach.
»Wer bist du?«
»Keiner von euch.«
»Und was willst du hier?«
»Ich mag es nicht, wenn man wehrlose Frauen tötet.«
Er schien meinen Worten zu lauschen. Die anderen rührten sich nicht. Nach einer Weile sagte er, wobei er überhaupt nicht auf das Thema einging. »Du gehörst zu denen, die den Platz hier entweiht haben. Du hast die Blutbuche entweiht. Du bist ein Mensch, und ein Mensch hat ihr auch die Wunde zugefügt. Die Ruhe unseres Landes ist gestört, der Zorn unseres Anführers erweckt. Der alte Opferplatz war wieder zu neuem Leben erweckt worden. Vor langer, langer Zeit schon hat die Blutbuche hier gestanden. Ihr wurden Menschen geweiht, die den großen Fürsten huldigten.«
»Ist es Guywano?«
»Ja, du kennst seinen Namen!«
»Und ob.« Ich nickte. »Ich will dir auch sagen, daß ich ihn nicht mag. Er ist ein Dämon, er hat seine Diener in die Irre geführt, er…«
»Liebt die Buche«, sagte der Kuttenträger. »Guywano hat sie für sich ausgesucht. Er sorgte dafür, daß sie diesen Wuchs bekam, um die geheimnisvollen Kräfte zu halten. Sie wuchs deshalb so hoch, weil sie mit dem Blut der hier Geopferten getränkt wurde. Ihr Wurzelwerk hat das Menschenblut aufgesaugt und ihr somit zu dieser Größe verholfen. So ist sie ein Ort der reinen Magie geworden, die niemand zerstören darf. Die Menschen haben es lange akzeptiert, bis jemand kam, der es genau wissen wollte. Er wollte sich nicht mit den alten und geheimnisvollen Geschichten zufrieden geben, die man sich über die

Blutbuche erzählte. Doch Wissen ist oft tödlich, das hat die Person gespürt.«

»War es eine Frau?« fragte ich, weil mir ein bestimmter Verdacht gekommen war.

»Ja, sie wurde Betty genannt.«

Da wußte ich, daß Betty Carr nicht mehr lebte. Ich schluckte meine Wut hinunter, erkundigte mich mit veränderter Stimme. »Was habt ihr mit ihr getan?«

»Wir nichts, es war der Baum!«

»Hat er sie getötet?«

Der Kuttenträger nickte. »Ich sagte dir schon, daß die Blutbuche lebt. Nicht grundlos fließt in ihren Ästen und Zweigen der Lebenssaft der Menschen. Er hat dazu beigetragen, daß all das erstarkt, was auch in der Vergangenheit stark gewesen ist. Du mußt es hinnehmen. Die Buche ist verletzt worden, jetzt rächt sie sich.«

»Aber ihr habt mit ihr nichts zu tun - oder?«

»Wir sind zu ihrem Schutz da. Wir befinden uns in einer Zwischenwelt. Guywano öffnete hin und wieder das Tor, denn der Baum wird nicht nur vom Blut der Menschen allein ernährt. Auch unser Volk muß Opfer bringen, dafür haben wir die junge Frau ausgesucht, die du gerettet hast. Es mag zwar edel von dir gewesen sein, aber du wirst ihren Tod nicht verhindern. Der Baum braucht Blut. Er soll auch weiterhin gedeihen, denn er ist für uns eine Gedenkstätte. Und einige von uns werden den Menschen auch weiterhin beweisen, daß es gefährlich ist, sich in gewisse Dinge einzumischen, die lieber im Verborgenen bleiben sollen. Die Menschen dürfen sich die alten Legenden und Geschichten anhören, sie sollen nur nicht nachforschen. Aibon will geschützt bleiben, und Guywano will es auch. Ich weiß, daß du dieses Land kennst. Du bist ein besonderer Mann, das haben wir gespürt, aber du bist hier am Ende des Wegs angelangt. Auch dein Blut wird sich mit dem der Opfer vermischen, und der Baum wird besonders gut wachsen. Vielleicht spaltet sich ein neuer Zweig ab, der durch deinen Lebenssaft ernährt wird.«

Der Kuttenträger hatte zwar gut und verständlich gesprochen, war bei mir allerdings auf wenig Gegenliebe gestoßen. Ich war nicht gekommen, um zu sterben, ich wollte helfen, retten. Und diesen Plan sah ich gefährdet, denn die Übermacht war einfach zu groß, auch wenn ich eine Waffe bei mir trug.

Ich wollte noch mehr wissen. »Dann könnt ihr also zwischen den Welten wandern.«

»Ja, uns ist es erlaubt, Aibon zu verlassen, weil sich Guywano auf uns verlassen kann. Wir lieben ihn, denn er hat unser Volk aus einer langen Knechtschaft befreit, weil die Elfen und anderen Wesen nicht

zu unseren Freunden zählten. Sie hielten uns gefangen, aber Guywano befreite uns. Deshalb werden wir ihm dienen und stets das tun, was er verlangt. Es ist seine Blutbuche. Wir sorgen dafür, daß sie die nötige Kraft bekommt, sie wird immer ihr Blut haben.«

Das glaubte ich ihm sogar. Ich warf einen Blick auf das Gesicht der Frau, die auf dem Altar lag.

Es war ein ebenmäßiges Gesicht. Die Augen hielt die Frau geschlossen. Es war kaum zu sehen, daß sie atmete, sie wirkte schon mehr wie eine Tote. Konnte ich sie überhaupt noch retten? War ich autorisiert, mich hier einzumischen?

Dieses Volk lebte für sich allein. Es stammte aus einer anderen Welt. Es hatte seine eigenen Gesetze. Ich wollte hier auch nicht der Initiator eines Blutbades sein, deshalb war es besser, wenn ich versuchte, mich zurückzuziehen.

Aber ich würde nicht aufhören, denn ein anderes Problem gab es nach wie vor.

Die Blutbuche!

Der Kuttenträger, sehr rituell eingestellt, hob seinen rechten Arm. Es war klar, daß er mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf mich weisen wollte, um seinen Kriegern das Zeichen zu geben, sich auf mich zu stürzen. Fieberhaft suchte ich nach einer Möglichkeit, aus dieser Lage wieder heil herauszukommen.

Ich dachte daran, wie ich hineingestolpert war.

Das Laufen nach vorn, das Eintauchen in diese Welt, und anschließend die Verkleinerung.

Ich hatte also eine bestimmte Grenze überschritten und war in den Bereich der anderen Magie gelangt.

Daraus mußte ich wieder hervor.

Durch ein Zurücklaufen?

Ich fürchtete mich davor, den Kriegern den Rücken zuzuwenden. Noch bevor der Arm des Kuttenträgers nach unten fallen konnte, rannte ich so schnell wie möglich zurück.

Mir war nicht klar, ob ich die anderen damit überrascht hatte. Jedenfalls verfolgten sie mich nicht, aber ich vernahm einen dünnen Schrei. Er mußte so etwas wie ein Befehl sein.

Ich drehte mich und stürzte vor.

Speere jagten in meine Richtung, was ich noch bei der Drehung aus dem Augenwinkel mitbekommen hatte. Eine Flutwelle der Furcht schoß glühend heiß in meinem Innern hoch. Ich befürchtete einfach, zu spät gekommen zu sein.

Da erreichte ich die Grenze!

Es fällt mir schwer, diesen Augenblick zu beschreiben. Es war so, als hätten mich starke Hände für einen winzigen Moment in ein schwarzes Tuch gehüllt, das auch meine Augen verdeckte und mir

gleichzeitig auch die Sinne raubte.

Als ich wieder klar denken konnte, da hatte sich alles um mich herum verändert. Es war wieder normal geworden, auch ich hatte mich zurück in einen normalen Menschen verwandelt.

Zeit, darüber großartig nachzudenken, nahm ich mir nicht. Ich drehte mich nur wieder um und schaute zurück.

Die Szene war die gleiche geblieben, doch das Bild hatte sich verändert.

Die Krieger und auch der Kuttenmann liefen hin und her. Sie verstanden noch nicht, daß ich hatte entkommen können. Der Kuttenmann ballte die Hand und drohte in meine Richtung.

Mehr sah ich nicht mehr.

Das Bild verschwand. Es tauchte ein in einen Hintergrund und verblaßte dabei mehr und mehr.

Geschafft!

Zunächst jedenfalls. Ich dachte aber daran, daß noch einige Krieger unterwegs waren und auch Menschen auf dem Gewissen hatten. Und ich stand unter der Blutbuche, deren Ast- und Blattwerk über meinem Kopf ein dichtes Dach bildete.

Vielleicht bildete ich es mir auch ein, aber ich hatte einfach das Gefühl, daß der Blutgeruch stärker geworden war. Er drang aus dem Stamm, aus der Rinde, aus den Blättern, die allesamt ein fleischiges Aussehen hatten.

Etwas stimmte hier nicht.

Ich steckte die Beretta weg und holte mein Kreuz hervor. Für mich war es jetzt ein Indikator.

Es leuchtete in einem sehr schwachen Grün, das sich aber verstärkte, je mehr ich auf den Stamm zuging. Betty Carr hatte es nicht mehr ausgehalten und ihm eine Wunde zugefügt. Sie hatte es bestimmt nicht einmal ihrem Mann erzählt. Für diesen Frevel hatte sie sterben müssen wie auch der Waldarbeiter. Ihr Blut war in den Baum geflossen und hatte für mehr Kraft gesorgt.

Auch ich sollte diesen Weg gehen.

Nur wollte ich das nicht. Ich hatte vor, mich dem Baum zu stellen und ihn zu vernichten.

Deshalb verließ ich den düsteren Ort nicht und ging auf den Stamm zu. Wobei ich wieder den weichen Boden berührte, der meine Schritte zurückfedern ließ.

Das gefiel mir auch nicht so sehr, denn dieses Federn konnte ich keinesfalls als normal ansehen. Ich hatte mehr den Eindruck, mit den mächtigen Tritten eines Elefanten zu gehen. Jedes Auftreten verursachte Vibrationen, die auch als Echos zurückkehrten.

So etwas war nicht normal.

Ich blieb stehen.

Es gelang mir nicht mehr, mich auf die Vibrationen zu konzentrieren, denn plötzlich bewegte sich der gesamte Untergrund unter meinen Füßen. Es kam mir vor, als hätte er gewaltige Stöße bekommen, und einen Moment später spaltete er sich in meiner Nähe auf.

Löcher und Risse entstanden.

Etwas schnellte hervor.

Ich wollte weg, sprang auch noch hoch, aber die durch Menschenblut kraftvoll gewordenen Wurzelstränge waren stärker und auch schneller als ich. Sie erwischten mich mitten im Sprung und rissen mich kurzerhand von den Beinen.

Mit dem Bauch zuerst fiel ich auf die weiche Erde.

Rechts und links von mir quollen die Wurzeln hoch wie altes, zähes Gestrüpp. Ich hatte sie kaum entdeckt, als sie sich schon von verschiedenen Seiten her auf mich zubeugten.

Diesmal konnte ich der Auseinandersetzung nicht entfliehen. Ich mußte mich der verfluchten Blutbuche stellen…

***

Das Bild hatte Suko tief getroffen. Geschockt saß er am Tisch und war einfach unfähig, sich zu rühren. In seiner Kehle lag ein dicker Kloß, der Schweiß stand auf seiner Stirn, und er dachte verzweifelt darüber nach, was er jetzt noch tun sollte.

Helfen konnte er Amos Carr nicht mehr. Diese andere Magie hatte an ihm gezeigt, wie stark sie war.

Auch Carr rührte sich nicht. Er starrte auf seine Hand, die zwar zu ihm gehörte, aber nicht mehr mit seinem Körper verbunden war. Am Ende des Gelenks war sie abgtrennt worden, und normalerweise hätte das Blut in einem gewaltigen Schwall daraus hervorströmen und den Tisch überschwemmen müssen.

Nicht ein Tropfen quoll hervor.

Suko sah auch keine Adern, kein Fleisch, keine Hautstücke, dafür schaute etwas anderes aus dem Armstumpf, und das wiederum erinnerte ihn an trockenes Gestrüpp, das von einem Sägemesser abgeschnitten worden war.

Amos Carr war still. Er hatte geschrien, jetzt konnte er nicht mehr. Er starrte auf seine abgetrennte Hand, die Lippen bewegten sich zuckend, nur drang kein Laut hervor.

In seinen Augen jedoch stand das blanke Entsetzen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er begriffen hatte und durchdrehen würde. Davon ging Suko aus, denn auch er konnte auf gewisse Erfahrungen bauen. Deshalb war es besser, wenn er nichts sagte und den Mann zunächst einmal unter Kontrolle hielt.

Amos Carr atmete lauter. Sein Mund zuckte.

Er saugte den Atem ein, der sich in seiner Kehle zu einem röchelnden

Geräusch verdichtete. Er wollte auch sprechen, das schaffte er nicht, sein irrer Blick war allein auf die Hand gerichtet, und er konnte das Grauen auch jetzt nicht fassen.

Durch seine Schulter rann ein Zucken. Für Suko wiederum der Beweis, daß Carr versuchte, die Hand zu bewegen, nur konnte ihm das nicht mehr gelingen.

Sie lag getrennt!

Dann weinte er plötzlich. Sein Kopf sackte nach vorn. So tief, als wollte das Kinn die Brust berühren.

Suko entspannte sich für einen Moment.

Vielleicht war das genau der Augenblick, auf den Amos Carr nur gewartet hatte. Sein Weinen veränderte sich zu einem irren Schrei, und urplötzlich reagierte er mit vehementer Wucht.

Er sprang auf und schleuderte in derselben Sekunde den Tisch in die Höhe.

Suko war durch diesen kraftvollen Akt überrascht worden. Die Tischkante rammte in seinen Bauch, sie schleuderte ihn mitsamt dem Stuhl nach hinten, dann wuchs in seinem Bliccfeld die Tischplatte hoch, und er hörte wieder Carrs Schrei, der sich mit dem Echo seiner Tritte vermischte, denn der Mann befand sich bereits auf dem Weg zum Flur.

Suko lag am Boden. Der Tisch war gekippt und auf ihn gefallen. Mit der Schulter hatte er ihn abfangen können. Jetzt aber stemmte er ihn in die Höhe, um sich zu befreien.

Er rollte sich noch zur Seite und stand schließlich auf den Füßen. Amos Carr war weg. Er hörte dessen Schreie aus dem Flur, und sie klangen furchtbar.

Suko setzte nach. Er rannte durch die Tür in den Gang und war überrascht, weil er den Mann im ersten Augenblick nicht entdeckte. Die Geräusche hörte er auf der Treppe.

»Kommen Sie her, Carr!«

Er hörte nicht.

Ging weiter…

Suko durcheilte den Flur, um an die erste Treppenstufe zu gelangen. Er mußte den Mann holen, bevor dieser sich noch etwas antat oder von den drei kleinen Killern erwischt wurde, denn die durfte man auch nicht vergessen.

Amos Carr stand auf der Treppe. Er schaute nach oben und drehte Suko den Rücken zu, so daß er ihm auch den Blick auf diese obere Hälfte der Treppe nahm.

Dann zuckte er zusammen.

Er schrie dabei, er zuckte wieder. Sein Kopf bewegte sich ruckartig nach rechts, und Suko sah für einen Moment so etwas wie einen dünnen Schatten in Höhe der Stirn oder des Auges schräg

hervorschauen.
Im nächsten Augenblick ging der Mann zurück. Nur war es kein normaler Tritt, der ihn zurückbrachte, und es gelang ihm auch nicht, sich zu fangen.
Er drehte sich und prallte mit dem Rücken gegen die Wand des Treppenhauses.
Dann fiel er.
Suko gelang es deshalb, an ihm vorbei nach oben zu schauen. Er sah dort einen der kleinen Killer stehen, eine bösartig wirkende Figur mit verzerrtem Gesicht.
Dann war sie weg.
Der schwere Körper des Mannes wäre zusätzlich noch zerschlagen worden, wenn Suko ihn nicht abgestützt hätte. Er zerrte Amos Carr weiter, löste seine Hände dann unter den Achselhöhlen und legte den Vorarbeiter neben der Treppe zu Boden.
Carr war tot!
Wie auch bei Graham Czisko steckten zwei Lanzen tief in seinem Gesicht, und die dritte hatte sich genau an tödlicher Stelle in die Kehle des Mannes gebohrt.
Amos Carr hatte seine Panik mit dem Leben bezahlt. Suko wollte nicht darüber entscheiden, ob es für ihn am besten gewesen war, denn mit nur einer Hand hätte er kaum sein weiteres Leben fristen können. Er wußte jetzt, was er zu tun hatte, denn die drei kleinen Killer befanden sich tatsächlich noch im Haus.
Suko begann mit seiner Jagd auf das tödliche Trio!

***

Und ich kämpfte verzweifelt gegen die Macht der verfluchten Blutbuche an. Es war ja nicht der Baum selbst, der umzukippen und auf mich niederzufallen drohte, es waren vielmehr die verdammten Wurzelstränge, die mir vorkamen wie unzählige Arme und durch das Blut der Opfer eine besondere Kraft bekommen hatten.
Sie packten zu.
Sie wollten mich fesseln, sie wollten sich mit den abgerundeten Spitzen durch meine Kleidung bohren. Sie kamen mir auch vor wie die Zähne bösartiger Vampire, die es auf mein Blut abgesehen hatten. Und zu allem Überfluß bewegte sich der Untergrund noch weiter, denn er bildete immer wieder neue Formationen, so daß ich so manches Mal in eine Mulde hineinrutschte und an anderer Stelle wieder in die Höhe gedrückt wurde, aber teilweise umklammert von dem federnden Wurzelwerk des Baumes. Einige Stränge schlugen in mein Gesicht, als wollten sie mich bewußt auspeitschen.
Sie hinterließen Striemen auf meiner Haut, was mich wiederum nicht kümmerte, denn noch gelang es mir, meine Arme zu bewegen. Die

rechte Hand schob ich dorthin, wo der Dolch in der weichen Lederscheide steckte. Er war jetzt meine große Hilfe.

Als ich eine besonders starke Wurzelfessel umklammert hatte und mich auf den Rücken drehte, da glitt die Dolchklinge aus der Scheide. Ich setzte sie bei der starken Klammer an, wollte hineinsägen, doch schon beim ersten Kontakt riß sie auseinander, und die beiden Enden peitschten in verschiedene Richtungen weg.

Die Kraft des Dolches war eben stärker. Dies wiederum gab mir den nötigen Mut.

Die Fesseln der Wurzelstränge waren nicht so schlimm, sie befanden sich noch in einem Anfangsstadium, und ich konnte den Dolch sehr gut einsetzen.

Ich lag dabei auf dem Rücken, schaute an mir selbst herab und ließ mich auch nicht von der zuckenden, vibrierenden Erde beeinflussen. Immer wieder erwischte ich mit dem Dolch die blassen Adern, trennte sie und konnte dabei zuschauen, wie sie zu den Seiten hinwegpeitschten und dabei verfaulten.

Ich war frei.

Noch einmal schoß ein beinahe armdicker Strang aus dem Boden. Er tanzte für einen Moment vor mir wie eine zuckende Schlange, bevor sich die Dolchklinge von der linken Seite her mit einer vehementen Wucht näherte und sie kappte.

Über die Schulter rollte ich mich ab, stand wieder auf den Beinen und sah die Lichtreflexe, die durch das dichte Blätterdach nach unten fielen.

Das Laub schüttelte sich.

Es war aber kein Wind, der hineinblies, sondern eine andere Kraft, die auch das Astwerk zum Vibrieren brachte.

Starb der Baum?

Ich schaute zu Boden. Nicht weit entfernt von mir entdeckte ich auch den mächtigen Stamm der Blutbuche, und er sah in diesem Augenblick aus, als würde er wandern.

Dabei bewegte er sich nur an seiner Außenseite, und aus einem bestimmten Grund.

Er blutete aus.

Jetzt hatte er nicht nur eine Wunde bekommen, die Rinde war zumindest an meiner Seite vollständig aufgerissen worden, und aus den Lücken krochen Tausende von Würmern hervor.

Das Bild jedenfalls bot sich mir, bis ich erkannte, daß es keine Tiere waren, sondern einfach nur Blut. Ein Gemisch, das sicherlich auch Menschenblut enthielt und der Buche somit ein Weiterleben garantiert hatte. Die Zeiten sollten vorbei sein. Ich wußte nicht, was ich mittlerweile alles erreicht hatte, mir kam es trotzdem zuwenig vor, und deshalb wollte ich weitermachen.

Wichtig war der Stamm.

Wenn es mir gelang, ihn zu zerstören, dann hatte ich auch den Lebensnerv der Blutbuche vernichtet.

Und nicht nur das. Ich hatte es dann auch geschafft, diesem verfluchten kleinwüchsigen Volk, das unter Guywanos Einfluß stand, den Lebensraum zu nehmen.

Der gesamte Baum erzitterte.

Ich bekam allmählich den Eindruck, daß es für mich gefährlich wurde.

Über mir tobte eine Hölle.

Ich hörte die trocken klingenden Geräusche, als Äste und Zweige anbrachen. Ich bekam aber auch andere Dinge mit, wie das Rascheln der Blätter, als würden geisterhafte Hände sich gegenseitig applaudieren.

Das alles drang in mein Bewußtsein, und die Gefahr verdichtete sich wieder.

Wohin?

Etwas fiel mir auf den Kopf.

Es war ein kleinerer Ast, einfach aus dem Gefüge herausgebrochen. Der alte Baum ächzte und wurde durchgeschüttelt wie bei einem Orkan.

Ich hatte mir längst vorgenommen, ihm den Rest zu geben. Dabei sollten mir der Dolch und das Kreuz behilflich sein. Wenn ich dem Stamm die letzten tödlichen Wunden beibrachte, hörte der Baum auf zu existieren.

Ich ging wieder näher. Geduckt, als wäre ich selbst vom Sturm gepackt worden.

Die anderen Kräfte waren noch vorhanden. Ich merkte es daran, daß sich der Boden wieder stärker bewegte, immer neue Fallen bildete, in die ich hineingeraten sollte.

Als ich den rechten Fuß auf eine bestimmte Stelle setzte, sackte ich plötzlich tief ein.

Hastig zog ich ihn wieder hervor und sah abermals blanke Wurzelstränge, die nach mir griffen und mich verfehlten.

Das Rumoren erinnerte mich an einen unterirdischen Donner. Direkt in der Nähe des Stammes wurde der Boden von einer gewaltigen Kraft nicht nur aufgewühlt, sondern regelrecht herumgegraben.

Dort kehrte sich das Innere nach außen.

Dreck und Staub wirbelten hoch. Blätter und Äste vermischten sich zu einem fliegenden Durcheinander.

Aber ich sah noch mehr.

Zuerst dachte ich, daß es ein Baumstamm gewesen wäre. Dann aber erkannte ich mit Schrecken die menschlichen Umrisse eines Körpers. Ich sah sogar, daß es eine Frau war, die aus den Tiefen des Bodens an

die Oberfläche geholt worden war.
Nie im Leben hatte ich Betty Carr gesehen. Nun ging ich davon aus, daß ich sie sah, aber sie hatte sich auf eine schaurige Art und Weise verändert.
Ihre Haut zeigte nicht mehr die Frische eines Menschen. Sie war vertrocknet, braun geworden, eingeschrumpft. Ihr waren Blut und auch Wasser entzogen worden. Sie kam mir vor wie eine Mumie mit grauen Haaren und wurde von der Kraft aus der Tiefe nicht nur in meine Richtung geschoben, sondern gleichzeitig in die Höhe gedrückt, als hätte ihr jemand befohlen, mich zu umarmen.
Das Bild war schlimm. Dieser untote Schrecken mit dem weit geöffneten Maul, den verfaulten Gliedern und den pendelnden Armen wollte sich tatsächlich auf mich stürzen.
Ich schlug das Wesen zur Seite.
Durch meinen Treffer knackte irgend etwas in dem widerlichen Gefüge. Die Gestalt krachte neben mir zu Boden. Es hörte sich an, als hätte jemand Reisig geworfen.
Ich ließ mich nicht beirren und steuerte auch weiterhin mein Ziel an. Genau dort, wo die Leiche aus der Erde gedrückt worden war, befand sich jetzt eine Grube.
Nahe am Stamm.
Und ihn erreichte ich mit einem Sprung. Schon unterwegs hatte ich die rechte Hand in die Höhe gerissen. Aus der Faust stieß die Dolchklinge hervor. Sie erinnerte mich in diesem Augenblick an einen matten Spiegel, den ich mit vehementer Wucht mit der Spitze zuerst in die dicke Rinde hineinjagte.
Ich brauchte mich nicht davor zu fürchten, zu hart zugestoßen zu haben. Meine Dolchklinge hielt.
Zudem war die Rinde ziemlich weich, der Dolch drang deshalb tief hinein.
Er steckte zwar fest, aber ich konnte ihn noch bewegen, und dann zog ich ihn, begleitet von keuchenden Atemgeräuschen, von oben nach unten, womit ich die Rinde nicht nur aufriß, sondern ihr gleich die größte Wunde zufügte.
Der Baum schrie nicht, doch es kam mir so vor, als würde er schreien. Die Rinde war auseinandergeklafft. Mir quoll die Flüssigkeit entgegen, die sich innerhalb des Schnitts verteilte wie Wasser in einem schmalen Bachbett.
War das sein Ende?
Ich konnte es nur hoffen, denn diese verfluchte Blutbuche sollte nicht mehr existieren.
Ich trat zurück.
Über mir zuckte es auf. Zuerst hatte ich das Licht der Sonne in Verdacht, das sich durch irgendwelche Lücken freie Bahn verschafft

hatte. Ich irrte mich. Andere Kräfte waren am Werk. Blitze - grell und auch feurig.

Plötzlich waren die Flammen da.

Da wußte ich, daß es für mich Zeit wurde. Noch einmal zog ich mein geweihtes Kreuz über den Stamm und erreichte damit eine Reaktion, mit der ich nie gerechnet hätte.

Der Stamm wurde durchsichtig. Seine braune Farbe verschwand beinahe ganz. Licht durchflutete ihn. Es gleißte, es schimmerte, es jagte in langen Bahnen von innen her den Stamm hoch und verteilte sich im Geäst.

Dort loderten dann die ersten Flammen.

Für mich wurde es höchste Zeit.

Dieser Höllenbaum würde über mir zusammenbrechen. Bevor er mich unter sich begrub, mußte ich weg sein und nahm meine Beine in die Hand, verfolgt von krachenden und fauchenden Geräuschen und auch von den ersten Rauchwolken, die wie ein dunkler Nebel hinter mir hereilten…

***

Suko hatte die Treppe hinter sich gelassen, ohne daß er von einem der kleinen Killer angegriffen worden wäre.

Auch in der ersten Etage gab es einen kleinen Flur, in den Suko hineinschielte.

Er war düster.

Keine Spur von seinen Feinden.

Dennoch traute Suko dem Braten nicht. Diese Gegner waren so winzig, daß sie sich leicht verstecken und aus dem Hinterhalt schießen konnten. Suko wollte keinen Speer im Rücken spüren oder eine Lanze in das Fleisch des Nackens gerammt bekommen.

Trotzdem mußte er seinen Platz verändern und betrat den Flur sehr vorsichtig.

Er ärgerte sich, daß er nicht lautlos gehen konnte. Schon nach dem zweiten Schritt entdeckte er an der linken Seite eine schmale Tür. Sie war nicht geschlossen, und Suko drückte sie durch einen leichten Fußtritt nach innen.

Sein Blick fiel in ein Bad.

Es war nicht sehr modisch gestylt. Die Wanne stand noch mitten im Raum. Wenn Suko dabei in den Spiegel schaute, stellte er fest, daß dieser so raffiniert angebracht war, daß er in die Wanne schauen konnte.

Und dort sah er den ersten Killer.

Er hatte sich fest gegen den Rand gepreßt. Es war eine nackte Gestalt, nur eben mit dem Lendenschurz bekleidet. Suko sah im Spiegel, wie der Kleine zum Sprung ansetzte.

Fast lautlos zog er seine Beretta und war darauf gefaßt, dem Wesen eine höllische Überraschung zu bereiten.
Der Sprung!
Suko staunte darüber, wie kraftvoll und gelenkig dieses Wesen war. Es erreichte tatsächlich den Wannenrand. In der Hand hielt es einen Speer. Sein altes Gesicht war verzogen, es wirkte in diesem Augenblick wie ein haßerfüllter Wicht.
Einen Moment später gab es das Gesicht nicht mehr.
Die Silberkugel hatte den Kopf zerstört.
Der Knall tanzte über die Wände, und Suko betrat das Bad endgültig.
Die Reste des bösen Killermännchens lagen in der Wanne, umhüllt von einer blassen Rauchwolke, die einen Gestank abgab, als wäre altes Laub verbrannt worden.
Er würde keinen Menschen mehr töten. Noch gab es die beiden anderen, auf die sich Suko vorbereitete. Er holte die Dämonenpeitsche hervor und schlug einmal den Kreis.
Die drei Riemen glitten hervor.
Der Inspektor behielt die Peitsche in der linken Hand. Die rechte ließ er für die Beretta.
Wieder schaute er in den Gang.
Leer lag er vor ihm.
Auch zur Treppe hin rührte sich nichts. Dabei war er davon ausgegangen und hatte auch mit der Neugierde der kleinen Killer gerechnet, daß diese aus ihren Verstecken kamen und schauten, was da wohl alles geschehen war.
Sie waren schlauer, hielten sich zurück und warteten erst einmal ab.
Suko ging in den düsteren Flur hinein. An der Decke hing zwar eine Lampe, nur konnte er keinen Lichtschalter finden. Deshalb mußte er auch durch das Dämmerlicht gehen, das bei ihm für einen Schatten sorgte und auch sonst einige Umrisse sehr undeutlich werden ließ.
Auf der anderen Seite lag noch eine Tür. Suko trat sie ein.
Das Schlafzimmer.
Leer auf den ersten Blick, aber das war auch das Bad gewesen, bevor Suko den Killer entdeckt hatte.
Er blieb zunächst auf der Türschwelle stehen. Das Zimmer kam ihm klein vor. Es war gerade genug Platz für ein Doppelbett und einen Schrank, dessen Türen verschlossen waren.
Und das Bett?
Es war gemacht. Die grüne Bettwäsche zeigte keine einzige Falte. Hier war die perfekte Hausfrau am Werk gewesen.
Aber das Bett stand auf Pfosten. Für einen Menschen war nicht genug Platz, für den kleinen Killer schon, denn einer wirbelte plötzlich aus dieser Deckung hervor.
Er war so schnell, daß Suko weder schießen noch schlagen konnte.

Aber dieser tödliche Winzling schaffte es trotzdem, seinen Speer auf Suko zu schleudern.

Die Waffe legte die relativ weite Entfernung zurück, aber sie hätte Suko trotzdem im Gesicht erwischt. Er drehte seinen Körper zur Seite, den Kopf natürlich auch, und die Lanze huschte dicht an seinem Gesicht vorbei, bevor sie gegen die Zimmerwand prallte und von dort zu Boden fiel.

Im nächsten Augenblick erwischte Suko den kleinen Killer. Für ihn brauchte er keine Pistole.

Er traf ihn mit der Dämonenpeitsche. Nur ein Riemen erwischte die kleine, böse Gestalt aus dem Druidenland. Er wuchtete sie hoch und schleuderte sie gegen den Schrank.

Der Killer klatschte dagegen. Sein nackter, graubrauner Körper zuckte noch einmal, dann fiel er nach unten, löste sich dabei aber in zwei Hälften auf.

Und der dritte?

Suko glaubte nicht daran, daß er ihn auch hier im Zimmer finden würde. Er irrte sich. Als er sich schon auf dem Rückweg befand und sich vor der Schwelle noch einmal umdrehte, da sah er, daß sich das linke Kopfkissen bewegte, und zwar so, als wäre jemand dabei, darunter hervorzukriechen.

Suko wußte Bescheid.

Er lief wieder zurück und riß das Kissen zur Seite.

Der kleine Killer war völlig überrascht worden. Er befand sich noch in einer flachen Lage und hatte sich nur auf Hände und Knie abgestemmt. Als er seinen Kopf drehte und sich wehren wollte, schlug Suko bereits mit der Peitsche zu.

Seine Magie war stärker.

Der kinderarmgroße Mörder starb auf der Stelle. Er löste sich in einer stinkenden Rauchwolke auf.

Geschafft, dachte Suko, doch froh war er nicht. Es hatte zuviel Leid gegeben. Er dachte an den toten Amos Carr und auch an dessen Frau, wobei er sich vorstellen konnte, daß auch sie diesen Horror nicht überlebt hatte.

Er ging wieder nach unten.

Sein Gesicht war hart, er dachte an John Sinclair, passierte die Leiche, und dann führte ihn sein Weg in die Küche, wo Amos Carrs Hand eigentlich noch hätte auf der Tischplatte liegen müssen. Sie lag auch noch da, nur war sie keine Hand mehr, sondern ein zusammengefallener Rest aus Staub, Haut und Knochen, eine schaurige Erinnerung, die irgendwann weggefegt wurde.

Suko verließ die Küche.

Er verließ ebenfalls das Haus.

Dann weiteten sich seine Augen.

Zwei Dinge sah er.
Zum einen seinen Freund John Sinclair, zum anderen die mächtige Blutbuche.
Sie stand in Flammen!

***

Ja, der Höllenbaum brannte lichterloh!
Auch ich starrte auf dieses Gebilde, dem ich im letzten Augenblick entkommen war. Die Flammen waren gewaltige Zungen, lange Vorhänge, die in den Himmel stießen, begleitet von schwarzen, fettigen Rauchwolken, durch die hin und wieder grelle Blitze ihre zackigen Kurven schnitten, bevor sie abermals neue Ziele trafen und die wiederum in Brand setzten.
Magie und Feuer!
Diesmal paßte beides zusammen und zerstörte das, was seit Jahrhunderten Bestand gehabt hatte. Ich aber war froh darüber, denn so konnte die Blutbuche kein Unheil mehr anrichten.
Trockene Äste krachten auseinander. Es klang, als wäre in unserer Nähe geschossen worden. Die Wucht schleuderte sie hoch. Als brennende Zeichen tanzten sie in den Rauch hinein, um dann wieder zu verschwinden, als hätte es sie nie zuvor gegeben.
In der Mitte, wo der Stamm in die Höhe wuchs, da sah es so aus, als würde das Feuer wie eine dicke Flüssigkeit von unten nach oben in die Höhe rinnen und sich einen Teufel um die Gravitationskraft scheren. Helles, flüssiges Feuer, vermischt mit schimmernden Blitzen, als wäre mein Kreuz noch aktiv.
Daß ich leise Schreie hörte, war wohl nur Einbildung. Im Gegensatz zu den fauchenden Geräuschen, denn die Flammen sorgten dafür, daß auch Wind erzeugt wurde.
Der Sturm schlug das Feuer noch einmal in die Höhe. Die Flammen wühlten sich wieder in den Baum hinein. Sie suchten noch nach Zweigen, die dem Brand bisher entkommen waren.
Das Feuer zerstörte alles. Niemand konnte seinen heißen Armen entwischen.
Der Baum wurde getötet.
Noch einmal kämpfte er dagegen an oder gab mir das Gefühl, es zu tun. Er schien sich zu schütteln, sich aufrecht hinzustellen, seine Krone sollte sich aufrichten, noch einmal an Ausmaßen gewinnen, aber sie war doch nur eine gleißende Feuerkugel, die schließlich zusammenbrach, unter einem Regen von Flammen, Funken und Hitze, die als Höllenhauch über mich hinwegstrich.
Ich mußte zurück und wäre dabei fast gegen meinen Freund Suko gestoßen, der sich ebenfalls als Zeuge hinzugesellt hatte.
Ich sah seinem Gesicht an, daß nicht alles bei ihm glatt über die

Bühne gegangen war. »Was war los?«

»Amos Carr ist tot.«

Ich schluckte. »Die kleinen Killer?«

»Richtig.«

»Warum konntest du es nicht verhindern?«

Suko berichtete in dürren Worten, während wir beide auf die sterbende Blutbuche starrten, von der eigentlich nur noch der Stamm übriggeblieben war.

Für mich sah er aus wie der Rest einer uralten Ruine. Er war kleiner geworden, aber Teile von ihm standen noch in die Höhe und glichen einem dicken, braunen Arm, über den noch die restlichen Feuerzungen hinweghuschten, um schließlich mit den Fragmenten ineinander zu sinken.

Es war vorbei.

Die Blutbuche gab es nicht mehr.

»Vor seinem Tod verlor er noch die Hand«, sagte Suko leise.

Ich nickte. »Betty Carr ist auch tot.«

»Hast du sie gesehen?«

»Ja, denn sie ist es gewesen, die dem Baum die Wunde zugefügt hat. Das nahm man ihr übel. Es war das kleine Volk aus Aibon. Guywanos Helfer, die sich wieder in ihre Welt zurückgezogen haben. Dieser Platz hat ihnen als Brücke in unsere Welt gedient, aber das ist nun vorbei.« Ich hob die Schultern und bewegte mich auf das Haus zu.

Suko kam mir nach.

Vor der Tür drehte ich mich um und schaute zurück. Wo einst die mächtige Blutbuche gestanden hatte, war nur mehr ein aufgequollener, stinkender und qualmender Rest zurückgeblieben, in den die Strahlen der Sonne hineinstachen und den Rauch aussehen ließen, als würde er von breiten Messern durchschnitten.

Wenig später sah ich den toten Amos Carr.

Seine Hand fehlte tatsächlich.

Ich bückte mich und schloß ihm die Augen, in denen noch immer das blanke Entsetzen stand. Dann ging ich in den Wohnraum, wo ich Suko sprechen hörte. Er telefonierte bereits mit den Kollegen.

Mehr konnten wir hier nicht tun…

ENDE